

3. Erinnerungen / Notes and recollections. [Bien Greaves-McGee B-23] [B2 and 3]

- Folder marked 'Lu v Mises ms typed Jan 1976': *Erinnerungen*, typescript, 150 pages, minor corrections in several hands, including Margit's. [B3]

~~Perry & Bohn~~

Ln's

No. typed
Jan. 76.

Vorwort

" Ich wollte Reformator werden, doch
ich bin nur der Geschichtsschreiber
des Niedergangs geworden."

mein Mann

Als Ludwig von Mises im September 1940 die obigen Zeilen schrieb, war er tief deprimiert. Die wenigen Worte bewiesen deutlich seine Stimmung. Er hatte den Zerfall der westlichen Zivilisation sehen und er fürchtete einen vollkommenen Untergang. Während er an diesem Manuscript arbeitete, glaubte er nicht, dass bessere Zeiten kommen würden. Und doch schliessen diese Erinnerungen die Hoffnung nicht aus, dass seine Warnungen in einer ferneren Zukunft von der Welt gehört und befolgt werden würden.

Obwohl es nur ein kleines Büchlein ist, so ist der Inhalt gedankenreich und zwingt den Leser zum Denken.

Die Entstehungsgeschichte dieses Werkes wird die momentane Depression meines Mannes erklären können.

Am 2. August 1940 landeten wir in New Jersey, durch den Hudson Fluss getrennt und durch Brücken und Tunnels mit New York verbunden. Die Welt war in Aufruhr, der Krieg wütete, als wir von Europa Abschied nahmen.

Es war kein leichter Entschluss für Ludwig von Mises, Genf zu verlassen. Die sechs glücklichsten Jahre seines Lebens hatte er dort verlebt. Von Professor William Rappard an das Institut Universitaire des Hautes Etudes berufen, hatte

er den Lehrstuhl für Internationale ökonomische Beziehungen übernommen. Durch sein "Privat-Seminar" in Wien, durch seine Bücher, die teilweise bei Gustav Fischer in Stuttgart (früher Jena) herausgekommen waren, war er in ganz Europa bekannt geworden. Sein Ruf war nach Amerika gelangt, bevor er noch das Land betreten hatte.

Von der amerikanischen Regierung hatten wir ein Non-Quota Visa erhalten, so dass unsere Einreise jederzeit erfolgen konnte.

Es war ein heisser, feuchter Tag als wir in New Jersey landeten. Vier Wochen voller Unsicherheit, seelischer Qualen und Aufregungen lagen hinter uns. (*)

Kein einziges Familienmitglied erwartete uns. Wir hatten kein Heim und so wie viele andere Einwanderer hatten wir schwere Zeiten durchzumachen, bevor wir wieder festen Grund unter den Füßen fühlen konnten. Unser ganzes Hab und Gut, meines Mannes wertvolle Bibliothek war verpackt und abgeschickt, bevor wir noch die Schweiz verliessen. Wir hatten keine Ahnung, wo das Gepäck sich zur Zeit in Europa befand: ja, es war zweifelhaft, ob wir es je wiedersehen würden. Durch zwei Jahre hindurch hatten wir kein richtiges zuhause. Wir zogen von einem kleinen Hotel zum anderen und lebten von unseren Ersparnissen. Kein einziger Lehrstuhl war Ludwig von Mises angeboten worden, der ihm annehmbar erschien.

dieser Arbeit

Das war der Hintergrund, als mein Mann im Herbst 1940 sich an

(*) Vgl. My Years with Ludwig von Mises, Arlington House Publishers New Rochelle, New York 10801, U. S. A. January 1977

den Schreibtisch setzte, um - wie er ursprünglich plante - seine Autobiographie zu schreiben. Ohne seine täglichen Aufzeichnungen, ohne seine Bücher beendete er im December 1940 dieses Buch. Ich erinnere wie gestern, als er mir zum ersten Mal das Manuscript zeigte. Ich erinnere den starken Eindruck, den es auf mich machte. Ich fühlte, ohne es noch völlig zu verstehen, dass es ein Werk von grosser Bedeutung war; ich wusste aber auch, dass es keine Autobiographie im wahren Sinne des Wortes ist. Wie Meier's Enzyklopädisches Lexikon sagt, ist eine Autobiographie "Die literarische Darstellung des eigenen Lebens."

Das Manuscript gibt ein klares und vollständiges Bild der geistigen Jugendentwicklung meines Mannes; es enthält die Ideen seiner Bücher, seiner Schriften; es spricht von seiner akademischen und politischen Tätigkeit bis zum Jahre 1940, aber es sagt fast garnichts über seine Familie, seine Angehörigen, seinen Hintergrund.

Zwei Jahre später, als wir endlich unsere eigene Wohnung hatten, gab mir mein Mann das handgeschriebene Manuscript. Jetzt war es sorgfältig in zwei schwarzen harten Einbänden geborgen. "Diese Bücher gehören Dir" sagte er. "Gib gut acht auf sie."

Zweifellos hat er an Veröffentlichung gedacht. Als ich ihn,

etwa dreissig Jahre später - er war inzwischen in der ganzen Welt anerkannt und berühmt - - aber auch angegriffen und angefeindet worden - - als ich ihm zu der Zeit vorschlug, mir seine Autobiographie in die Maschine zu diktieren, sagte er: "Du hast ja die zwei Bücher. Mehr brauchen die Leute nicht über mich zu wissen."

Erst einige Monate nach seinem Tode (10 Oktober 1973) erinnerte ich mich der zwei schwarzen harten Einbände. Ich nahm sie aus meinem Schreibtisch, seine klare deutliche, mir so wohl bekannte Handschrift floss die Vergangenheit zu neuem Leben kommen. Ich war fasziniert... wie gebannt las ich das Buch wieder und wieder. Jetzt erst wusste ich, wälsch wichtiges Dokument ich in Händen hielt. Jetzt erst erkannte ich die volle historische Bedeutung dieser Schrift.

Niemals zuvor hat Ludwig von Mises solche scharfen, vernichtenden Urteile und Beobachtungen über den ökonomischen und kulturellen Verhältnisse der deutschen und österreichischen Universitäten, über die Professoren und andere in der Öffentlichkeit stehenden Politiker und Persönlichkeiten gemacht. Niemals zuvor hat er seiner Verzweiflung über den bevorstehenden Untergang der westlichen Zivilisation so deutlich Ausdruck gegeben. Im Nachhinein mochte ich sagen, nie wieder hat er in dieser unverhüllten, offenen Weise geschrieben.

In späteren Jahren, als er innerlich ruhiger wurde und mehr

Einsicht in die ökonomischen Verhältnisse und die ungeheuren Möglichkeiten der Vereinigten Staaten ~~XXXXXX~~ gewann, bekam er eine neue Hoffnung für das Überleben der westlichen Kultur. Die wichtigsten und bedeutendsten Bücher hat er in den letzten dreissig Jahren seines Lebens geschrieben. Immer von neuem warnte er gegen Inflation, Intervention und Kommunismus.

Durch dieses Buchlein wird die Welt noch einmal die warnende Stimme Ludwig von Mises' vernehmen. Ich hoffe, dass das schmale Buch von vielen denkenden Männern und Frauen gelesen werden wird. Die bösen Folgen der Inflation und des Sozialismus-Kommunismus, die immer grösser werdende Macht und Korruption der Regierungen wird ihnen klar werden und ein Gefühl der Angst wird sie ergreifen. Niemand weiss, ob Geschichte sich nicht wiederholen kann. Wir können es nur verhindern, wenn wir die Zusammenhänge verstehen.

Vorwort

" Ich wollte Reformer werden, doch ich bin nur der Geschichtsschreiber des Niedergangs geworden."

mein Mann

Als Ludwig von Mises im September 1940 die obigen Zeilen schrieb, war er tief deprimiert. Die wenigen Worte bewiesen deutlich seine Stimmung. Er hatte den Zerfall der westlichen Zivilisation kommen sehen und er fürchtete einen vollkommenen Untergang. Während er an diesem Manuscript arbeitete, glaubte er nicht, dass bessere Zeiten kommen würden. Und doch schliessen diese Erinnerungen die Hoffnung nicht aus, dass seine Warnungen in einer fernerer Zukunft von der Welt gehört und befolgt werden würden.

Obwohl es nur ein kleines Büchlein ist, so ist der Inhalt gedankenreich und zwingt den Leser zum Denken.

Die Entstehungsgeschichte dieses Werkes wird die momentane Depression meines Mannes erklären können.

Am 2. August 1940 landeten wir in New Jersey, durch den Hudson Fluss getrennt und durch Brücken und Tunnels mit New York verbunden. Die Welt war in Aufruhr, der Krieg wütete, als wir von Europa Abschied nahmen.

Es war kein leichter Entschluss für Ludwig von Mises, Genf zu verlassen. Die sechs glücklichsten Jahre seines Lebens hatte er dort verlebt. Von Professor William Rappard an das Institut Universitaire des Hautes Études berufen, hatte

er den Lehrstuhl für Internationale ökonomische Beziehungen übernommen. Durch sein "Privat-Seminar" in Wien, durch seine Bücher, die teilweise bei Gustav Fischer in Stuttgart (früher Jena) herausgekommen waren, war er in ganz Europa bekannt geworden. Sein Ruf war nach Amerika gelangt, bevor er noch das Land betreten hatte.

Von der amerikanischen Regierung hatten wir ein Non-Quota Visa erhalten, so dass unsere Einreise jederzeit erfolgen konnte.

Es war ein heisser, feuchter Tag als wir in New Jersey landeten. Vier Wochen voller Unsicherheit, seelischer Qualen und Aufregungen lagen hinter uns. (*) Kein einziges Familienmitglied erwartete uns. Wir hatten kein Heim und so wie viele andere Einwanderer hatten wir schwere Zeiten durchzumachen, bevor wir wieder festen Grund unter den Füßen fühlen konnten. Unser ganzes Hab und Gut, meines Mannes wertvolle Bibliothek war verpackt und abgeschickt, bevor wir noch die Schweiz verliessen. Wir hatten keine Ahnung, wo das Gepäck sich zur Zeit in Europa befand: ja, es war zweifelhaft, ob wir es je wiedersehen würden. Durch zwei Jahre hindurch hatten wir kein richtiges zuhause. Wir zogen von einem kleinen Hotel zum anderen und lebten von unseren Ersparnissen. Kein einziger Lehrstuhl war Ludwig von Mises angeboten worden, der ihm annehmbar erschien.

dieser Arbeit

Das war der Hintergrund, als mein Mann im Herbst 1940 sich an

(*) Vgl. My Years with Ludwig von Mises, Arlington House Publishers New Rochelle, New York 10801, U. S. A. January 1977

den Schreibtisch setzte, um - wie er ursprünglich plante - seine Autobiographie zu schreiben. Ohne seine ^häglichen Aufzeichnungen, ohne seine Bücher beendete er im December 1940 dieses Buch. Ich erinnere wie gestern, als er mir zum ersten Mal das Manuscript zeigte. Ich erinnere den starken Eindruck, den es auf mich machte. Ich ^hühlte, ohne es noch völlig zu verstehen, dass es ein Werk von grosser Bedeutung war; ich wusste aber auch, dass es keine Autobiographie im wahren Sinne des Wortes ist. Wie Mejer's Enzyklopädisches Lexikon sagt, ist eine Autobiographie " Die literarische Darstellung des eigenen Lebens."

Das Manuscript gibt ein klares und vollständiges Bild der geistigen ^hugendentwicklung meines Mannes; es enthält ^hie Ideen seiner Bücher, seiner Schriften; es spricht von seiner akademischen und politischen ^hatigkeit bis zum Jahre 1940, aber es sagt fast garnichts ^hüber seine Familie, seine Angehörigen, seinen Hintergrund.

Zwei Jahre ^hspäter, als wir endlich unsere eigene Wohnung hatten, gab mir mein Mann das handgeschriebene Manuscript. Jetzt war es sorgfältig in zwei schwarzen harten Einbänden ^heborgen. "Diese Bücher gehören Dir" sagte er. "Gib gut acht auf sie."

Zweifellos hat er an Veröffentlichung gedacht. Als ich ihn,

etwa dreissig Jahre später - er war inzwischen in der ganzen Welt anerkannt und berühmt - - aber auch angegriffen und angefeindet worden - - als ich ihm zu der Zeit vorschlug, mir seine Autobiographie in die Maschine zu diktieren, sagte er: "Du hast ja die zwei Bücher. Mehr brauchen die Leute nicht über mich zu wissen."

Erst einige Monate nach seinem Tode (10 Oktober 1973) erinnerte ich mich der zwei schwarzen harten Einbände. Ich nahm sie aus meinem Schreibtisch, seine klare deutliche, mir so wohl bekannte Handschrift liess die Vergangenheit zu neuem Leben kommen. Ich war fasziniert... wie gebannt las ich das Buch wieder und wieder. Jetzt erst wusste ich, wälsch wichtiges Dokument ich in Händen hielt. Jetzt erst erkannte ich die volle historische Bedeutung dieser Schrift.

Niemals zuvor hat Ludwig von Mises solche scharfen, vernichtenden Urteile und Beobachtungen über den ökonomischen und kulturellen Verhältnisse der deutschen und österreichischen Universitäten, über die Professoren und andere in der Öffentlichkeit stehenden Politiker und Persönlichkeiten gemacht. Niemals zuvor hat er seiner Verzweiflung über den bevorstehenden Untergang der westlichen Zivilisation so deutlich Ausdruck gegeben. Im Nachhinein mochte ich sagen, nie wieder hat er in dieser unverhüllten, offenen Weise geschrieben.

In späteren Jahren, als er innerlich ruhiger wurde und mehr

Einsicht in die ökonomischen Verhältnisse und die ungeheuren Möglichkeiten der Vereinigten Staaten ~~XXXXXX~~ gewann, bekam er er neue Hoffnung für das Überleben der westlichen Kultur. Die wichtigsten und bedeutendsten Bücher hat er in den letzten dreissig Jahren seines Lebens geschrieben. Immer von neuem warnte er gegen Inflation, Intervention und Kommunismus.

Durch dieses Buchlein wird die Welt noch einmal die warnende Stimme Ludwig von Mises' vernehmen. Ich hoffe, dass das schmale Buch von vielen denkenden Männern und Frauen gelesen werden wird. Die bösen Folgen der Inflation und des Sozialismus-Kommunismus, die immer grösser werdende Macht und Korruption der Regierungen wird ihnen klar werden und ein Gefühl der Angst wird sie ergreifen. Niemand weiss, ob Geschichte sich nicht wiederholen kann. Wir können es nur verhindern, wenn wir die Zusammenhänge verstehen.

"That is why I have written this book....By telling the story of our life together, I shall try to reveal Ludwig von Mises as he really was: a great thinker, a great scholar, a great teacher--but still a lonely man with a great need for love and affection."

Here, then, is Mises the man. "Lu." An institution humanized. With wit and Old World grace, Mrs. von Mises tells of the early years, the flight from Nazi tyranny, the difficult first years in America, the story behind the classic Human Action, the famous NYU seminar, the last years.

Mrs. von Mises also gives us fascinating glimpses of the many major figures whose lives touched her husband's, often with far-reaching results. Among them: Hayek, Boehm-Bawerk, Schumpeter, Rueff, Rothbard, Einaudi, Roepke, Otto von Hapsburg, Ayn Rand, Rebecca West, Sylvester Petro, Hans Kelsen, Andre Maurois, Ralph Raico, Gottfried Haberler, Percy and Bettina Greaves, Henry Hazlitt, Leonard Read, Hans Sennholz, Israel Kirzner, Lawrence Fertig, Fritz Machlup, Bruno Leoni, William Peterson, Frederick Nymeyer, Lawrence Moss, Ilse Mintz, Anthony Fisher, Albert Hahn and Philip Cortney.

An extra dimension is added to this illuminating memoir by two never-before-published tributes: one to Mises by Hayek, the other to Hayek by Mises.

- fix*
4/11 - memo
to NMH
- 
- Help for fledgling economists Hayek and Habeler
 - First impressions of America
 - The one job that would have made Mises happy
 - Why Mises never wrote an autobiography
 - The one human weakness that Mises could not forgive
 - Mises writes for the New York Times--for \$10 an article
 - The auto accident. Margit makes a vow
 - Famed economist "changes" his mind about Mises
 - Albert Hahn on the difference between Mises and other economists
 - Mises' only hobby
 - Mises' place in history: Hans Kelsen's big worry
 - Mises on the difference between plagiarism and research
 - Mises' "contribution" to socialism
 - Mises despairs for liberty
 - The meeting of Hazlitt and Mises
 - The Misesian litmus test for a scholar's importance
 - What Mises thought about Rothbard's Man, Economy and State
 - Mises' ^{thoughts} on women
 - Mises' dream of a serious libertarian journal. The two periodicals that came closest to his ideal
 - Fascinating correspondence from Mises to Hayek

close up

panel

MISES -- MAN AND INSTITUTION

- close up* (
- Mises reads Nixon -- accurately
 - Mises' advice to students who are required to read socialist literature in school
 - Reflections on the American middle class
 - Mises on Schumpeter
 - The Mont Pelerin Society
 - The famous NYU seminar. Ayn Rand attends
 - Mises foretells the fate of Britain
 - The story of Human Action, Mises' view of his masterwork
 - The only television show Mises watched
 - Per Mises: the one question you should never ask an economist
 - Advice to young men from Boehm-Bawerk
 - Why Mises did not want to come to America
 - Mises learns a trick from Henry Hazlitt
 - Leonard Read and the Foundation for Economic Education
 - Mises as dictator: what he would have done
 - A banquet for Mises--but somebody forgets to invite him
 - The greatest invention of the century, as Mises sees it
 - Mises' Socialism: the impact
 - The secret of Mises' remarkable memory and vigorous health
 - Narrow escape: the Nazis move into Austria, confiscate Mises' library

Foreword

" I set out to be a reformer, but
only became a historian of decline"
(Page....)

When my husband wrote these words in December 1940 he evidently felt very depressed, for this statement ^{sounds like} ~~was~~ a sad concession on his part. At the time he ^{on} worked this manuscript, his hopes were dimmed, but as these memoirs otherwise indicate he had not completely despaired about the possibility that the world might yet heed his warniⁿgs. Though this book is slim in size, its thoughts are weighty.

The dark mood in which Ludwig von Mises wrote these ^{irs} memo^{is} is to be understood in part by the circumstances through which they came to life.

On August 2, 1940 my husband and I landed at a pier in New Jersey. We had left Europe in the midst of a bloody, destructive war. Leaving Geneva was not easy for Ludwig von Mises. He had spent six happy years there, teaching at the Institut Universitaire des Hautes Etudes as Professor of International Economic Relations. He had become well-known all over Europe, and the fame of his books had reached the United States well before he set foot on these shores.

The day we arrived in the United States was hot and humid. Behind us were four weeks of travelling, four weeks of anxiety and of heart-ache and apprehension. (*) We were admitted on a non-quota visa; but we had no home, nor family here to greet us. Like most other immigrants, we were to experience difficult times

Cf. Chapters V & VI, My Years with Ludwig von Mises, by
Margit von Mises, Arlington House, New Rochelle, N. Y. 1976.

before we once again felt firm ground beneath our feet. Our belongings, among them his valuable library, had been packed and shipped before we left. Now they were lying somewhere in Europe, and we did not know whether we ever would see them again. Moving from one small hotel to another, with only savings to live on, and no teaching position offered that might interest him, such was the background when in December 1940 my husband sat down to write - - as he originally planned - - an autobiography,

At the end of December he finished his writing, without having had the benefit of his books for reference. On a dark, bleak December afternoon he showed me the manuscript, and I remember very well my first impression. I felt immediately, without fully understanding it, that this ^{was} a most significant document. But I also realized that it was not an "autobiography." An autobiography is the "history of a person's life", Webster says, "written by himself." While this manuscript gives the clearest image possible about my husband's intellectual development, the ideas for his books, his work and his activities until 1940, it reveals almost nothing about his family or his background.

Two years later, when we finally had an apartment of our own, my husband deposited the handwritten manuscript with me, which by now was neatly put into two black hardcover folders. "They are yours", he told me, "take good care of them." And I took such good care that I almost forgot about them.

Undoubtedly he had written this material for publication. For when I, about 30 years later - when he was famous and known

all over the world - asked him to write an autobiography, and offered to type his dictation, he answered: "You have my two folders. That is all people need to know about me."

That was one of the few times I did not agree with him and my book "My Years with Ludwig von Mises" will confirm this STATEMENT.

It was sometime after his death that I remembered the two black hardcover folders. I took them out of my closet and read them again and again. I was spellbound. I could not get away from them. This time I understood what treasure Ludwig von Mises had given me ~~xxxxxxxxxxxx~~ in 1942, when I was not yet ready to see the full historic importance of this manuscript. Never before had he written such candid, harsh, devastating remarks and observations about economic conditions, the universities, the professors, and well-known public personalities in Austria and Germany.

Never before had he expressed such outspoken and undisguised despair about the coming decline of Western civilization; in retrospect I would say, he never again wrote in this way. In later years, when his personal situation changed, when he found peace within himself, and when he acquired further insight into the economic conditions and the great possibilities of the United States, he felt a slight hope for the survival of civilization. But never, never would he stop warning against inflation, interventionism, and communism.

I discovered that my husband had written on the envelope that covered one of the folders a short pencilled note "Aufzeichnungen" (Notations, memoirs) December 1940." This indicates that he himself did not consider that he had written an "autobiography." But one thing is sure: this is a revealing and important document of history.

I typed the German manuscript and asked Dr. Hans Sennholz to do the English translation. Dr. Sennholz took his Ph.D. degree with Ludwig von Mises at New York University. He is presently dean of the Economic Department at Grove City College. I knew that with him the difficult task of translating would be in the best of hands. My husband, years ago, had called Dr. Sennholz "an ideal translator." I agree... and my special thanks belong to him for the excellent work he has done.

Our friend, Frederick Nymeyer of Libertarian Press, immediately accepted the manuscript for publication. The Libertarian Press also published my husband's Planning for Freedom and The Anti-Capitalistic Mentality.

I never imagined, however, that the choice of a title would lead to so many long-distance calls, to such extended, extensive correspondence as we three Mises admirers have had. Mr. Nymeyer wanted to retain the author's original designation of "Autobiography". Dr. Sennholz preferred as title "Walking in Courage" referring with it to a Latin quotation which, as my husband confessed on page.... directed his life. ("Tu ne cede malis sed contra audentior ito." Do not yield to the bad, but always oppose it with courage) I, however, wanted to follow my feeling and the little note he had written on the envelope. The 'peace-

maker! - if I may say so - without intending it, was Professor F. v. Hayek. As a good friend of ours, I had sent him a copy of the German manuscript. He wrote to me immediately, that once he had begun reading the book, in spite of all the urgent work he had to do, he could not put it down until he had read it entirely. He felt, so he wrote to me in German, that the book is just "as important as it is fascinating... he simply would call it "Memoirs." (Erinnerungen) I told Mr. Nymeyer and Dr. Sennholz about this letter and eventually we agreed upon the title as it now stands: Early Memoirs.

Once again the world will hear the warning voice of Ludwig von Mises. I wish every thinking man and woman would read this little book. They then ~~will~~ ^{would} see - and fear - the consequences of inflation, socialism-communism, and the growing power and corruption of government. History may repeat itself disastrously if we do not change our course.

Margit von Mises

New York, April 1976.

L U D W I G V O N M I S E S

	<u>Inhaltsverzeichnis</u>	Germ.	Engl.
I	Der Historismus	1	1
II	Der Etatismus	12	17
III.	Das österreichische Problem	23	19
IV	Die österreichische Schule der Nationalökonomie	27	23
V.	Erste geldtheoretische Probleme	38	31
VI	Die Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel	51	41
VII	Der erste Weltkrieg	60	48
VIII	In der Handelskammer	67	54
IX	Meine Lehrtätigkeit in Wien	96	75
X	Wissenschaftliches Wirken in Wien	107	83
XI ^A	Fortführung der Studien über den indirekten Tausch	113	88
XII	Die Systeme gesellschaftlicher Kooperation	120	93
XIII ^A	Studien der Wissenschaftslehre	127	98
XIV	Meine Lehrtätigkeit in Genf	141	108
XV	Der Kampf für die Unabhängigkeit Österreichs	146	112
	List of participants of Seminar	106	82

I. Der Historismus.

Die erste Quelle, aus der ich politische und historische Belehrung schöpfte, war das Blatt der deutschen Spiesser, die "Gartenlaube." Im Drei-Kaiserjahr 1888 brachten ihre Hefte durch zahlreiche Abbildungen unterstützte Darstellungen der Lebensgeschichte der beiden verstorbenen Kaiser. Ich war damals noch nicht sieben Jahre alt und verschlang diese Artikel mit Heisshunger.

Die Geschichtsauffassung dieser Familiengazzettschrift trat mir etwas später in abgeklärterer Gestalt in den Werken der kleindeutschen Historiker entgegen. Es konnte mir als Österreicher nicht schwer fallen, die politische Voreingenommenheit dieser Autoren zu erkennen; bald begann ich auch, jene Methoden ihrer Stoffbehandlung zu durchschauen, die man unhöflicherweise als Geschichtsfälschung bezeichnet hat. Doch die grossdeutschen Historiker waren nicht ehrlicher oder gewissenhafter. Sie waren nur weniger fähig.

Als ich das Gymnasium verliess, zogen mich die Probleme der Wirtschafts-Rechts-, Verwaltungs- und Sozialgeschichte mehr an als die der politischen Geschichte. Ich entschloss mich daher, nicht, wie ich als Untergymnasiast geplant hatte, Geschichte zu studieren, sondern die Rechte. Das Studium der Rechte war damals an den österreichischen Universitäten in der Weise geordnet, dass von 8 Semestern 3 bis 4 ausschliesslich dem rechtsgeschicht-

lichen Studium vorbehalten waren; in den weiteren 4 - 5 Semestern war der Nationalökonomie und dem öffentlichen Recht ein grosser Raum zugewiesen. Die rechtswissenschaftliche Fakultät bot günstigere Gelegenheit für das Studium des Historikers als die philosophische Fakultät. Die 'politischen' Historiker, die an dieser lehrten, waren Männer dritten und vierten Ranges. Dem einzigen Historiker, den Österreich hervorgebracht hat, Heinrich Friedjung, war der Zutritt zur akademischen Laufbahn versperrt. Der Schwerpunkt des Geschichtsunterrichts an der Wiener Universität lag im Studium der Paläographie.

Damals, um 1900, stand der Historismus auf dem Zenith seiner Erfolge. Die historische Methode galt als die einzig wissenschaftliche Methode der Wissenschaften vom menschlichen Handeln. Mit unsäglichem Verachtung blickte der "historische Volkswirt" von der Höhe seiner historischen Abgeklärtheit auf den "orthodoxen Dogmatiker" hinab. Wirtschaftsgeschichte war die Modewissenschaft. Schmoller galt in deutschen Landen als der grosse Meister der "wirtschaftlichen Staatswissenschaften"; aus allen Ländern der Welt strömten strebsame Jünglinge seinem Seminar zu.

Ich war noch im Gymnasium, als mir ein Widerspruch in der Haltung des Schmoller-Kreises auffiel. Auf der einen Seite bekämpfte die Schule die positivistische Forderung nach einer aus der historischen Erfahrung aufzubauenden Gesetzeswissenschaft vom Gesellschaftlichen; auf der anderen Seite aber vertraten sie die Auffassung, dass die nationalökonomische Theorie aus der wirtschaftsgeschicht-

lichen Erfahrung zu abstrahieren sei. Es war erstaunlich, dass diese Inkonsequenz kaum beachtet wurde.

Ein Zweites, das mein Missfallen erregte, war der Relativismus der Schule, der bei vielen ihrer Vertreter in eine blinde Verherrlichung der Vergangenheit und ihrer Institutionen ausartete. Hatten manche Fortschrittsfanatiker einst alles, was alt war, als schlecht und verdammenswert verurteilt, so lehnte dieser Pseudohistorismus alles Neue ab und pries "überschwänglich" das Alte. Ich hatte damals noch kein Verständnis für die Bedeutung des Liberalismus, doch ich konnte in dem Umstande allein, dass der Liberalismus eine Errungenschaft des 18. Jahrhunderts war und dass die älteren Zeiten ihn nicht gekannt hatten, kein ausreichendes Argument gegen ihn erblicken. Ich konnte es nicht verstehen, wie man Tyrannis, Aberglauben, Unduldsamkeit "historisch" und "relativistisch" zu rechtfertigen suchte. Ich hielt es für freche Geschichtsfälschung, wenn man die geschlechtliche Sittlichkeit der Vergangenheit der Gegenwart als Muster hinzustellen suchte. Die ärgsten Ausschreitungen fand man auf dem Gebiete der Kirchen- und Religionsgeschichte, auf dem Katholiken und Protestanten eifrig bemüht waren, alles, was ihnen nicht passte, zu unterschlagen, siehe die Darstellungen der brandenburgisch-preussischen Geschichte vom 'grossen' Kurfürsten bis zum 'grossen' König.

Von der Parteilichkeit der preussischen Geschichtsschreibung stach die Ehrlichkeit der österreichischen Rechtshistoriker wenigstens in einem Punkte erfreulich ab. In der fünfständigen Vorlesung "über österreichische Reichsgeschichte, die für die Juristen

des ersten Semesters obligat war, behandelte Professor Sigmund Adler die "Geschichte der Fälschung des Privilegium Majus durch Herzog Rudolf den Stifter mit einer Gründlichkeit, die der strengsten Kritik standhalten konnte. Erst Jahrzehnte später hat Ernst Karl Winter den Mut gefunden, dieses Kapital der österreichischen Vergangenheit zu beschönigen und in dem jung verstorbenen Fürsten einen "Sozialisten" zu entdecken, der das sozialistische Idol der Kleindeutschen, Friedrich Wilhelm I., an Sozialismus übertrifft.

Mir konnte es nicht einleuchten, dass man aus der Behauptung, dass es einmal in grauer Vorzeit Gemeineigentum am Boden gegeben habe, ein Argument gegen den Fortbestand des Sondereigentums ableiten wollte, und dass man Einehe und Familie verwerfen wollte, weil es einmal Promiscuität gegeben habe. Ich konnte in diesen Gedankengängen nichts anderes als Unsinn erblicken.

Wbensowenig konnte ich den entgegengesetzten Standpunkt verstehen, der, charakteristisch genug, nicht selten von denselben Leuten vertreten wurde. Darnach war alles, was im Zuge der Entwicklung lag, - auch Fortschritt, - Hoherentwicklung und daher auch sittlich gerechtfertigt.

Mit dem verlogenen Historismus dieser Schulen hatte der ehrliche Relativismus der nur von Wissensdrang erfüllten Geschichtsforscher nichts gemein. Doch er war logisch nicht besser begründet. Für diese Auffassung gab es keinen Unterschied zwischen zweckmassiger and zweckwidriger Politik. Was da war, war ein

Gegebenes, und der Weise, der die Dinge mit den Augen des Historikers zu betrachten hat, hat die Dinge nicht zu beurteilen, sondern hinzunehmen. Auch der Naturforscher, meinte man, verhalte sich nicht anders gegenüber den Naturerscheinungen.

Es bedarf nicht vieler Worte, um die Verkehrtheit dieses Standpunktes, den noch heute viele Nationalökonomⁿ teilen, aufzuzeigen. Es ist nicht ~~die~~ Aufgabe und Beruf der Wissenschaft, Werturteile zu fällen. Doch es ist eine der beiden Aufgaben der Wissenschaft, ja, nach der Ansicht vieler ihre einzige Aufgabe, uns darüber zu belehren, ob die Mittel, die wir zur Erreichung eines Zieles einsetzen, zweckmässig sind oder nicht. Der Naturforscher wertet nicht die Natur, doch er klärt seine Mitmenschen darüber auf, welcher Mittel sie sich zu bedienen haben, wenn sie bestimmte Ziele erreichen wollen. Die Wissenschaften vom menschlichen Handeln haben die letzten Ziele des Handelns nicht zu werten, doch sie haben die Mittel und Wege, die zur Erreichung dieser Ziele angewendet werden können, auf ihre Zweckmässigkeit zu prüfen.

Ich habe diese Dinge oft mit Ludo Hartmann und in späteren Jahren auch mit Max Weber und mit Alfred Frances Pribram besprochen. Alle drei waren so sehr im Historismus befangen, dass es ihnen recht schwer fiel, die Richtigkeit meines Standpunktes zuzugeben. Schliesslich siegte bei Hartmann und bei Weber das feurige Temperament, das sie zu aktiver politischer Betätigung drängte, über ihre philosophischen Bedenken. Pribram, dem dieser Trieb

zum Handeln fehlte, ist seinem Quietismus und Agnostizismus treu geblieben. Von ihm konnte man sagen, was Goethe von der Sphinx sagt

Sitzen vor den Pyramiden
Zu der Völker Hochgericht,
Überschwemmung, Krieg und Frieden -
Und verziehen kein Gesicht.

An den kleindeutschen Historikern hatte ich besonders die grob materialistische Auffassung der Macht auszusetzen. Macht war für sie Bajonette und Kanonen, und Realpolitik nannten sie eine Politik, die mit keinen anderen Faktoren rechnet als mit militärischen. Alles andere nannten sie Illusionen, Idealismus und Utopismus. Nie haben sie Hume's berühmte Lehre, dass alle Regierung auf 'opinion' gegründet ist, begriffen. In dieser Hinsicht war auch ihr grosser Widersacher, Heinrich Friedjung, ganz ihrer Meinung. Wenige Monate vor Ausbruch der russischen Revolution sagte er mir: "Ich verstehe nicht, wenn man mir von der Stimmung der russischen Massen spricht und von der revolutionären Ideologie, die die russische Intelligenz erfüllt. Das ist alles so vage und unbestimmt. Nicht solche Faktoren entscheiden, sondern das Wollen der leitenden Staatsmänner und die Pläne, die sie auszuführen beschliessen." Das war nicht verschieden von der Auffassung des kleinlichen Polizisten Schober (er wurde später österreichischer Bundeskanzler.) Schober berichtete gegen Ende 1915 seiner vorgesetzten Behörde, er glaube nicht, dass es in Russland zu einer Revolution kommen könne. "Wer soll denn diese Revolution machen? Doch nicht jener Herr Trotzky, der im Cafe Central Zeitungen zu

lesen pflegte?"

An der Wiener Fakultät gab es 1900 nur einen Lehrer, den man zur deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Richtung zählen durfte. Karl Grünberg hatte eine Zeit lang in Strassburg bei Knapp gearbeitet und dann ein Buch herausgegeben, in dem er die Bauernpolitik der österreichischen Regierung in den Sudetenländern darstellt. Dieses Werk schloss sich in der Form, in der Darstellung und in der Methode der Materialverwendung sklavisch an das Buch Knapp's über die alten Provinzen des preussischen Staates an. Es war nicht Wirtschaftsgeschichte, es war auch nicht Verwaltungsgeschichte. Es war ein Aktenauszug, eine Darstellung der Politik, wie sie die Akten zeigen; jeder tüchtige Ministerialbeamte konnte so etwas leicht machen.

Grünberg's Ehrgeiz war es, in Wien ein Zentrum wirtschaftsgeschichtlicher Tätigkeit zu gründen, wie es Knapp in Strassburg geschaffen hatte. Die Schüler Knapp's erforschten damals die Bauernbefreiung in den einzelnen deutschen Territorien. Grünberg plante für seine Schüler die Darstellung der Bauernbefreiung in den verschiedenen Teilen Österreichs. Er veranlasste mich, die Geschichte des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Galizien zu bearbeiten. Ich suchte dabei, so gut es ging, mich von allzuenger Anlehnung an das Knapp'sche Schema zu befreien; es ist mir nur zum Teil gelungen, und meine, 1902 veröffentlichte Arbeit, war weniger Wirtschaftsgeschichte als Geschichte der staatlichen Massnahmen. Auch eine zweite geschicht-

liche Arbeit, die ich unabhängig von Grünberg, gegen seinen Rat, 1905 herausbrachte, war nicht viel besser; sie stellte, unter dem Titel, "Zur Geschichte der österreichischen Fabrikgesetzgebung", die älteren österreichischen Gesetze zur Einschränkung der Kinderarbeit in Fabriken dar.

Während ich einen grossen Teil meiner Zeit diesen Arbeiten zugewendet habe, entwarf ich Pläne für grössere Forschungen. Sie sollten Wirtschaft- und Sozialgeschichte und nicht Aktenauszüge sein. Ich bin nie dazu gekommen, diese Arbeiten zu verwirklichen. Seit ich meine Universitätsstudien beendet habe, fand ich nie wieder Musse für Arbeit in Archiven und Bibliotheken.

Gerade weil ich stets von brennendem Interesse an historischer Belehrung erfüllt war, konnte ich die Unzulänglichkeit des deutschen Historismus früh erfassen. Diesem Historismus war es nicht um wissenschaftliche Probleme zu tun, sondern um Verherrlichung und Rechtfertigung der preussischen Politik und der preussischen Obrigkeitsregierung. Die deutschen Universitäten waren Staatsanstalten und ihre Lehrer Staatsbeamte. Die Professoren empfanden als Staatsbeamte, d. h. sie fühlten als Diener des Königs von Preussen. Wenn sie ihre faktische Unabhängigkeit dazu benutzten, um munter Kritik an den Handlungen der Regierung zu üben, so hatte das nicht mehr zu bedeuten als die Nörgelei, die in allen Offiziers- und Beamtenkörpern zuhause ist.

Der Universitätsbetrieb der "wirtschaftlichen Staatswis-

senschaften"musste intelligente und von Erkenntnisdrang erfüllte junge Leute abstossen. Dagegen übte er eine starke Anziehung auf Schwachköpfe. Es war nicht schwer, in ein Archiv zu gehen und aus einigen Bündeln von Akten eine geschichtliche Arbeit zusammenzukleistern. Bald war die Mehrzahl aller Lehrkanzeln mit Männern besetzt, die nach den in den freien Berufen üblichen Bewertungsmaassstäben als geistig beschränkt zu klassifizieren waren. Man muss sich das vor Augen halten, wenn man verstehen will, wie Männer wie Werner Sombart zu grossem Ansehen zu gelangen vermochten. Es galt schon als Verdienst, nicht dumm und ungebildet zu sein.

Der Hochschulunterricht einer apriorischen Wissenschaft stellt besondere Probleme, wenn man am Grundsatz festhalten will, dass der Lehrer sich auch als Forscher zu betätigen hat. Es gibt auf jedem Felde nur sehr wenige Männer, die das überkommene Geistesgut zu wehren wissen. Doch in den aposteriorischen Wissenschaften arbeiten beide Gruppen, die Bahnbrecher und die Nachfolger, mit denselben Mitteln, so dass ausserlich zwischen ihnen keine Scheidung erfolgt. Jeder Professor der Chemie darf sich in seinem Laboratorium mit dem grossen Bahnbrecher vergleichen; er forscht wie dieser, mögen auch seine Verienste um den Fortschritt der Wissenschaft bescheidener sein. Doch in der Philosophie, in der Nationalökonomie und - in gewissem Sinne - auch in der Mathematik ist es anders. Wenn man die Zulassung zum akademischen Lehramt an die Bedingung knüpfen wollte, dass der Bewerber die National-

ökonomie durch eigene Forschung bereichert hat, würde man in der ganzen Welt kaum ein Dutzend Professoren aufreiben können. Man muss daher, wenn man die Lehrbefähigung nur dem zuerkennt, der sich selbstständig als Forscher betätigt hat, auch Forschung auf verwandten Gebieten gelten lassen. Damit aber macht man die Berufung zum nationalökonomischen Lehramt abhängig von der Betätigung auf anderen Gebieten. Ideen - und Dogmengeschichte, Wirtschaftsgeschichte und besonders Wirtschaftsgeschichte der allerjüngsten Vergangenheit, die man irreführend als Befassung mit den wirtschaftlichen Problemen der Gegenwart bezeichnet.

Die Fiktion, die in der Gelehrtenrepublik alle Professoren als gleich ansieht, duldet es nicht, dass die Lehrer der Nationalökonomie in zwei Klassen zerfallen: in die, die sich als Nationalökonom selbstständig betätigen, und in die, die von der Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftsbeschreibung herkommen. Die Minderwertigkeitskomplexe der "Empiriker" drängen zu einem Kampf gegen die Theorie.

Dieser Kampf erhielt zuerst in Deutschland (später dann auch in vielen anderen Ländern) eine nationalistische Note. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die deutschen Professoren im besten Falle Vermittler der Lehren der englischen Nationalökonom gewesen. Nur wenige, unter ihnen Herrmann und Mangoldt, verdienen einen Platz in der Geschichte der Nationalökonomie. Die ältere historische Schule war nationalistische Auflehnung gegen den Geist des Westens, und die

jüngere historische Schule trug in diesen Kampf schon alle Argumente hinein, mit denen der Nationalsozialismus die Verwerfung der westlerischen Ideen verfocht. Es gab diesen Universitätslehrern ein besonderes Hochgefühl, die schlechte englische Lehre durch die allein seligmachende deutsche ersetzen zu können. John Stuart Mill war der letzte Engländer, den die deutschen Professoren noch einigermaßen kannten; er ^{war} "Epigone" der bösen Klassiker und man durfte es ihm zugute rechnen, dass er manche der grossen Gedanken der deutschen Nationalökonomie vorausgeahnt hat.

Die "historische Schule der wirtschaftlichen Staatswissenschaften" hat nicht einen einzigen Gedanken hervorgebracht. Sie hat in der Geschichte der Wissenschaften kein Blatt beschrieben. Sie hat achtzig Jahre lang die eifrigste Propagandaaarbeit für den Nationalsozialismus geleistet, doch die Ideen für diese Propaganda hat sie nur übernommen, nicht selbst geschaffen. Ihre geschichtlichen Untersuchungen sind methodisch unzulänglich und haben höchstens als unbeholfene Materialveröffentlichungen Bedeutung. Das Schlimmste aber war doch die Verlogenheit und bewusste Unehrlichkeit der Schule. Sie war elende Tendenzliteratur, deren Verfasser immer nach "oben" blickten, um ihre Inspiration von den Herren im Ministerium zu empfangen. Die Professoren haben, so gut es ihre Beschränktheit zuließ, ihren Auftraggebern zu dienen gesucht; erst den Hohenzollern, dann den "Marxisten", schliesslich Hitler. Ihrem

Glauben hat Sombart die prägnanteste Fassung gegeben, als er Hitler als den Träger göttlichen Auftrags bezeichnete, denn "alle Obrigkeit ist von Gott."

Die grosse Leistung des Historismus, die Geschichtstheorie der sudwestdeutschen Schule der Philosophie, war das Werk anderer Männer. Der Vollender dieses Werks, Max Weber, hat sein ganzes Leben lang gegen jenen deutschen Pseudohistorismus gekämpft.

II. DER ETATISMUS.

Um 1900 herum war jedermann im deutschen Sprachgebiet Etatist oder Staatssozialist. Im Kapitalismus erblickte man eine böse Episode der Geschichte, die nun glücklicherweise für immer erledigt sei. Die Zukunft gehöre dem Staate. Der Staat werde alle Betriebe, die für die Verstaatlichung geeignet seien, selbst übernehmen und die übrigen Unternehmungen derart regeln, dass den Unternehmern Ausbeutung der Arbeiter und der Verbraucher unmöglich gemacht wird. Da man von Nationalökonomie nichts wusste, konnte man das Problem, das der Interventionismus bot, nicht erkennen. Doch wenn man es erkannt hätte, dann wäre man durchaus für Staatssozialismus eingetreten. So aber liess das Programm es im Unklaren, ob man Interventionismus oder Staatssozialismus wollte.

Da war das Programm der marxistischen Sozialdemokratie schon klarer. Die Marxisten lehnten in der Theorie den Interventionismus als kleinbürgerlichen Reformismus ab; in der Praxis

freilich vertraten sie ein Reformprogramm, das jeder Art von Reformismus entgegenkam. Sie hatten schon lange den Schwerpunkt ihrer Betätigung in die Gewerkschaften verlegt und setzten sich damit über alle Bedenken hinweg, die Marx und seine konsequenten Jünger gegen Gewerkvereine erhoben hatten. Dabei waren sie ängstlich darauf bedacht, sich kein Jota von der Orthodoxie ihres Meisters rauben zu lassen. Der Versuch Bernsteins, die Theorie so zu revidieren, dass ^{der}krasse Gegensatz zwischen Marxismus und Parteipraxis gemildert werde, wurde von der Partei verworfen. Doch der Sieg der Orthodoxen war nicht vollkommen. Eine revisionistische Gruppe blieb bestehen; sie fand ihren Ausdruck in den "Sozialistischen Monatsheften."

Die sozialdemokratische Partei forderte den Widerspruch der "Bürger" weniger durch ihr wirtschaftliches Programm heraus als durch die Simplizität ihrer Erklärung aller bestehenden Einrichtungen und durch die Leugnung aller Tatsachen, die ihr nicht in den Kram passten. Es galt ihr als ausgemacht, dass alles Übel in der Welt vom Kapitalismus herstamme und mit dem Übergang zum Sozialismus verschwinden werde. Die Trunksucht ist ein Produkt des Alkoholkapitals, der Krieg ein Produkt des Rüstungskapitals. Prostitution gibt es nur in der bürgerlichen Gesellschaft. Religion ist eine listige Erfindung der Priester, um die Proletarier gefügig zu machen. Knappheit der wirtschaftlichen Güter kennt nur der Kapitalismus, der Sozialismus werde ungeahnten Reichtum für alle bringen. Nichts

aber erregte die "Bürger" stärker als der Punkt der sozialdemokratischen Botschaft, der von der freien Liebe sprach.

Dennoch fand jedermann, dass es im sozialdemokratischen Programm einen "berechtigten Kern" gäbe. Diesen berechtigten Kern sah man in der Forderung nach Sozialreform und in der weiteren Forderung nach Sozialisierung. Alle Regierungen und alle politischen Parteien waren in diesem Sinne von Marxistischem Geist erfüllt. Das, was sie vom Programm der sozialdemokratischen Partei trennte, war, dass sie nicht an formelle Enteignung aller Besitzenden und an rein bürokratische Führung aller Betriebe durch den Staat dachten. Ihr Sozialismus war nicht der Lenins, der alle Betriebe nach dem Vorbild der staatlichen Postämter einrichten wollte, sondern ein Sozialismus, der der Zwangswirtschaft des Hindenburgprogramms der zweiten Periode des ersten Weltkriegs und dem "deutschen" Sozialismus Hitler's entsprach. Formell sollten Privateigentum und Unternehmertum *ausgelaassen* beibehalten werden, doch alle Wirtschaftsführung sollte nach den Weisungen der Obrigkeit geführt werden. Dabei wollten die kirchlichen Sozialisten die christliche Kirche und die Staatssozialisten die Monarchie und die bevorzugte Stellung der Armee beibehalten.

Auch ich war, als ^{an} ich die Hochschule kam, durch und durch Etatist. Ich war aber, und das unterschied mich von meinen Kameraden, bewusst antimarxistisch gesinnt. Ich kannte damals nur wenig von den Schriften Marx's. Doch ich kannte die

wichtigsten Schriften von Kautsky, war ein eifriger Leser der "Neuen Zeit" und hatte den Revisionismus-Streit mit grosser Aufmerksamkeit verfolgt. Die Platttheit der "marxistischen Literaturen" stiess mich ab. Kautsky fand ich geradezu albern. Als ich dann an eingehendes Studium der wichtigsten Werke von Marx, Engels und Lassalle schritt, wurde ich auf jeder Seite zum Widerspruch gereizt. Es schien mir unbegreiflich, wie dieser verballhornte Hegelianismus ungeheure Wirkung zu üben vermochte. Erst später kam ich dahinter, dass es unter den Parteimarxisten zwei Gruppen gab: die, die Marx überhaupt nie studiert hatten und nur einige Kraftstellen aus seinen Büchern kannten, und die, die ausser ihren Schulbüchern nur Marx kannten oder als Autodidakten von der ganzen Weltliteratur nur Schriften von Marx gelesen hatten. Zu jener Gruppe gehörte zum Beispiel Max Adler, dessen "Marxkenntnis" sich auf jene wenigen Seiten beschränkte, in denen Marx die "Überbau Theorie" entwickelte. Zu dieser Gruppe zählten vor allem die Osteuropäer, die im Marxismus die geistige Führung hatten.

Ich bin im Laufe meines Lebens nahezu allen marxistischen Theoretikern West- und Mitteleuropas begegnet und habe unter ihnen nur einen einzigen Mann gefunden, der über bescheidenes Mittelmass hinausragte. Otto Bauer war der Sohn eines reichen nordböhmischen Fabrikanten und war auf dem Reichenberger Gymnasium unter den Einfluss jenes Lehrers geraten, der nahezu zwei Jahrzehnte früher Heinrich Heckner den Ideen der Sozialreform zugeführt hatte. Er kam nach Wien an die Universität als überzeugter Marxist. Mit

unermüdlichem Fleiss und glänzender Auffassungsgabe ausgestattet, war er mit der deutschen idealistischen Philosophie und mit der klassischen Nationalökonomie wohlvertraut. Er hatte ein ungewöhnlich breites historisches Wissen, das auch die Geschichte der slavischen und orientalischen Völker umfasste, und war über den Stand der Naturforschung gut unterrichtet. Er war ein ausgezeichneter Redner und konnte sich leicht und schnell in die Behandlung der schwierigsten Probleme einarbeiten. Er war gewiss nicht zum Bahnbrecher geboren, man durfte von ihm keine neuen Theorien und Ideen erwarten; doch er hätte, wäre er nicht Marxist gewesen, ein Staatsmann werden können.

Als junger Mann hatte Bauer sich fest vorgenommen, seiner marxistischen Überzeugung niemals untreu zu werden, niemals dem Reformismus und Revisionismus irgendwelche Konzessionen zu machen, niemals ein Milleraud oder ein Miquel zu werden. Niemals sollte ihn jemand an marxistischem Radikalismus übertreffen. In diesem Entschlusse wurde er später durch seine Frau, Helene Gumplowicz, bestärkt. Er ist diesem Vorsatze bis zum Winter 1918/19 treu geblieben. Damals gelang es mir, das Ehepaar Bauer zu überzeugen, dass ein bolschewistisches Experiment in Österreich in kürzester Zeit, vielleicht schon in wenigen Tagen zum Zusammenbruche führen musste. Österreich war auf die Zufuhr von Lebensmitteln aus dem Auslande angewiesen, die damals nur durch die Relief-Kredite der vormaligen Feinde ermöglicht wurden. An keinem Tage der ersten neun auf den "affenstillstand folgenden Monate gab es in Wien einen Lebensmittelvorrat, der für mehr als acht oder zehn Tage

ausgereicht hatte. Die Alliierten konnten, ohne einen Finger zu rühren, ein Bolschewikenregime in Wien in kurzer Zeit zur Kapitulation zwingen. Es gab nur wenige Leute in Wien, die diesen Sachverhalt klar erkannten. Alle Kreise waren so sehr von der Unabwendbarkeit des Bolschewismus überzeugt, dass sie nur darauf bedacht waren, sich eine günstige Position im neuen Staatswesen zu sichern. Die katholische Kirche und ihre Anhänger, die christlich-soziale Partei, waren bereit, sich dem Bolschewismus mit jenem Eifer anzubiedern, mit dem die Erzbischöfe und Bischöfe zwanzig Jahre später dem Nationalsozialismus entgegen gekommen sind. Die Bankdirektoren und Grossindustriellen hofften, als "Betriebsführer" im Bolschewismus gutes Unterkommen zu finden. Ein Herr Gunther, industrieller Konsulent der Bodenkreditanstalt, versicherte Otto Bauer in meiner Gegenwart, dass er vorziehen werde, nicht mehr den Aktionären sondern dem Volke zu dienen. Man kann sich die Wirkung einer derartigen Erklärung vorstellen, wenn man weiss, dass dieser Mann, freilich mit Unrecht, als der beste industrielle Organisator Österreichs angesehen wurde.

Ich wusste, was auf dem Spiele stand. Bolschewismus in Wien hatte nach wenigen Tagen zur Hungersnot und zum Terror geführt und bald waren irgenwelche plündernde Horden eingebrochen, um in einem zweiten Blutbad die Reste der Wiener Kultur zu vernichten. Ich habe viele Nächte lang mit dem Ehepaar Bauer diese Probleme durchbesprochen, bis es mir endlich gelang, sie zu überzeugen. Die gemässigte Haltung Bauer's entschied damals über das Schicksal Wiens.

Bauer war zu klug, um nicht zu erkennen, dass ich recht hatte. Doch er hat es mir nie verziehen, dass ich ihn zu einem Milleraud gemacht hatte. Die Angriffe der Bolschewiken gingen ihm sehr nahe. Doch sein Hass richtete sich nicht gegen seine Gegner, sondern gegen mich. Er war ein starker Hasser und wählte ein niedriges Mittel, um mich zu vernichten. Er versuchte, die nationalistischen Professoren und Studenten der Wiener Universität gegen mich aufzuhetzen. Der Anschlag misslang. Ich habe die Bauer's seither nicht wieder gesprochen. Ich habe übrigens immer eine zu günstige Meinung von Bauer's Charakter gehabt. Als während der Kämpfe im Februar 1934 der Minister Fey im Radio erklärte, Bauer hätte die kämpfenden Arbeiter im Stiche gelassen und sei unter Mitnahme von Parteigeldern ins Ausland geflüchtet, hielt ich das für Verleumdung. Ich hätte solche Feigheit diesem Manne nicht zugetraut.

In den ersten zwei Semestern meiner Universitätszeit gehörte ich dem Sozialwissenschaftlichen Bildungsverein an, einer Vereinigung der an nationalökonomischen und soziologischen Fragen interessierten Studenten und einiger älterer Herren, die auf die Verbindung mit Studenten Gewicht legten. Obmann des Vereins war damals Michael Hainisch, der spätere Bundespräsident. Die Mitglieder gehörten allen politischen Parteien an. Die Historiker Ludo Hartmann und Kurt Kaser erschienen oft bei Diskussionen; von sozialdemokratischen Führern nahm Karl Renner ein besonderes Interesse am Verein. Von den Studenten-Mitgliedern sind mir in besonderer Erinnerung geblieben Otto Weininger

und Friedrich Otto Hertz. Vom dritten Semester an erlahmte mein Interesse am Verein. Ich fand dass man durch die Betätigung im Verein zu viel Zeit verliere.

Ich hatte mich mit Feuereifer auf das Studium der Wirtschafts- und Sozialpolitik geworfen. Ich verschlang zunächst kritiklos alles, was in den Schriften der Sozialreformer zu lesen war. Wenn eine sozialpolitische Massnahme nicht zum gewünschten Erfolg geführt hatte, dann konnte das nur daran liegen, dass sie nicht radikal genug war. Im Liberalismus, der die soziale Reform ablehnte, sah ich eine überlebte Weltanschauung, die man energisch bekämpfen müsse.

Die ersten Zweifel an der Vortrefflichkeit des Interventionismus kamen mir, als ich im fünften Semester meiner Universitätsstudien auf Veranlassung des Professor Philippovich eine Untersuchung über Wohnungsverhältnisse durchführen sollte und als ich, im folgenden Semester, für das Seminar des Strafrechtslehrers Löffler die Wandlungen des Dienstbotenrechts im Hinblick auf das damals der Herrschaft noch zustehende Recht, den Dienstnehmer körperlich zu züchtigen, untersuchen sollte. Es begann mir klar zu werden, dass alles, was die Lage der arbeitenden Klassen wirklich gehoben hat, ein Werk des Kapitalismus war, und dass die sozialpolitischen Gesetze oft das Gegenteil von dem bewirken, was der Gesetzgeber durch sie erreichen will.

Doch erst das Studium der Nationalökonomie führte mich zur Erkenntnis der wahren Natur des Interventionismus.

Im Jahre 1908 trat ich der "Zentralstelle für Wohnungsreform" bei. Das war ein Verein aller jener, die auf eine Verbesserung der unbefriedigenden Wohnungsverhältnisse in Österreich hinarbeiten wollten. Ich wurde dort sehr bald, als Nachfolger des zum Finanzminister ernannten Professor Robert Mayer, zum Referenten über die geplante Reform der Gebäudebesteuerung bestellt.

Die ungünstigen Wohnungsverhältnisse Österreichs hatten ihre Ursache in dem Umstande, dass die Steuergesetzgebung dem Grosskapital und dem Unternehmertum die Betätigung auf dem Gebiete des Häuserbaues unmöglich machte. Österreich war ein Land ohne Boden- und Bauspekulation. Die exorbitante Besteuerung der Aktiengesellschaften und die Höhe der Umsatzsteuer für Immobilien schloss die Kapitalskräftigen Kreise von der Mitwirkung an der Versorgung des Wohnungsmarktes aus. Wenn man Abhilfe schaffen wollte, musste man bei der Aktienbesteuerung und bei den Umsatzen setzen. Dafür bestand keine Geneigtheit. Der Hass gegen Grosskapital und Spekulation war zu tief eingewurzelt.

Auch die Besteuerung des Ertrags von Wohnhäusern war ausserordentlich hoch. In Wien wurden durch die Staats-Landes- und Gemeindeabgaben mehr als 40% des Bruttoertrages der Gebäude fortgesteuert. Gegen diese Steuer wurde von den Hauseigentümern und von den Bauhandwerkern Sturm gelaufen; sie wurde allgemein für die Höhe der Wohnungsmieten verantwortlich gemacht. Die Hauseigentümer waren meist kleine Geschäftsleute, die ihre Ersparnisse in einem Haus anlegten, das die Sparkassen mit 50% des gewöhnlich zu hoch geschätzten Wertes belehnten. Die Bau-

gewerbetreibenden, meist kapitalschwache Handwerker, bauten entweder im Auftrage dieser Leute oder für eigene Rechnung, um dann das fertige Gebäude so schnell als möglich an den Mann zu bringen. Beide Gruppen, Hausherren und Baugewerbetreibende, hatten grossen politischen Einfluss, durch den sie eine beträchtliche Ermässigung der Hauszinssteuer zu erreichen hofften.

Eine Ermässigung der Besteuerung der Haus- und Bodenrente der schon vorhandenen Häuser hätte die Mieten nicht ermässigt, wohl aber das Ertragnis der Objekte und ihren Marktpreis entsprechend erhöht. Der öffentliche Haushalt hätte für den Entfall an Steuergeldern auf anderen Gebieten Entschädigung suchen müssen. Eine derartige Reform hätte mithin dazu geführt, dass neue Steuern auferlegt werden, um den Hauseigentümern ein Geschenk zu machen.

Es war nicht leicht, dieser Auffassung zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen. Mein Gutachten stiess zunächst selbst im Schoosse der Finanz-Kommission der Zentralstelle auf Bedenken. Doch bald stellte sich voller Erfolg ein.

Die Betätigung in der Zentralstelle, die bis zum Ausbruch des Krieges ziemlich intensiv war, bot mir grosse Befriedigung. Neben Robert Mayer arbeiteten dort noch viele ausgezeichnete Volkswirte; so die Brüder Karl und Ewald Pribram, Emil von Fürth, Paul Schwarz, Emil Perels und Rudolf Maresch.

Nur in einem Punkte war ich stets im Gegensatz zur Meinung

der übrigen Mitarbeiter. Mit der Zentralstelle stand eine "Kaiser Franz Josefs Jubiläums-Stiftung für Volkswohnungen" in Verbindung, die über reiche Mittel für den Wohnbau verfügte. Mit diesen Mitteln wurde auch der Bau zweier Männerheime finanziert, die Junggesellen Obdach geben sollten. Ich fand diese Bauten überflüssig. Junge Leute dieser Einkommensklassen pflegten als Untermieter bei Familien zu wohnen. In diesem engen Zusammenleben glaubte man sittliche Gefahren zu erblicken. Ich war, auf Grund der Erfahrungen, die ^{ich} als field-worker bei den früher erwähnten von Philpovich und Löffler angeregten Erhebungen gesammelt hatte, anderer Meinung. Aus diesem Zusammensein erwachsen wohl mitunter vertraute Beziehungen, doch der normale Abschluss war meist Eheschliessung. Bei einer von der Wiener Sittenpolizei durchgeführten Erhebung gaben nur sehr wenige der unter Kontrolle stehenden Mädchen als ersten V^aführer den "Zimmerherrn" oder "Bettgeher" an. D^agegen bezeichnete der erfahrene Referent der Polizei die Männerheime als eine Brutstätte der Homosexualität. Ich hielt es daher zumindest für überflüssig, aus den zur Verfügung stehenden Geldern derartige Männerheime zu finanzieren.

Ich konnte mit meiner Auffassung nicht durchdringen. Der Ausgang der Diskussion war übrigens bedeutungslos, da der Krieg die weitere Errichtung derartiger Bauten unmöglich machte. In einem dieser Männerheime lebte zu jener Zeit Adolf Hitler.

III DAS ÖSTERREICHISCHE PROBLEM

Der vielsprachige Staat der Habsburger hätte eine grosse Aufgabe lösen können. Er hätte die Verfassung schaffen können, die es Völkern verschiedener Zunge ermöglicht, in einem Staateswesen friedlich zusammen zu leben. Die von Perthaler entworfene Verfassung des Jahres 1867 hat diesen Versuch unternommen. Er musste scheitern, weil die herrschende Partei, die der Magnaten der Sudetenländer, den liberalen Staat mit allen Mitteln bekämpfte.

So war Österreich um 1900 herum ein Staat, den die Untertanen nicht wollten. Allgemein wurde mit der bevorstehenden Auflösung des Staates, dem das Nationalitätenprinzip die Existenzberechtigung absprach, gerechnet.

Nur in Wien gab es noch eine kleine Zahl von Leuten, die darüber nachdachten, wie man den Staat erhalten könnte. Die Ereignisse, die die Zerstörung der Habsburger Monarchie ausgelöst hat, haben nachträglich gezeigt, dass diese Männer bemüht waren, Europa und die ganze Kulturmenschheit vor einer grossen Katastrophe zu bewahren. Doch ihren Bemühungen musste der Erfolg versagt bleiben, weil es an einer tragfähigen ideologischen Unterlage fehlte.

Dieser Mangel trat deutlich darin zutage, dass niemand Männern, denen die Zukunft Österreichs am Herzen lag, den guten Glauben zubilligen wollte. Man konnte ein "guter", d. h.

nationalistischer Deutscher, Tscheche, Pole u. dgl. sein; man konnte als Deutsch-Klerikaler oder als böhmischer Faudalherr national farblos sein und nur an das Wohl der eigenen Landschaft oder Klasse denken. Doch wer österreichisch dachte, konnte nur ein Mensch sein, der sich "oben" beliebt machen wollte. Dabei war es garnicht wahr, dass die "Krone" den Schwarzgelben den Vorzug gab; sie zog die "gemässigten" Irredentisten vor.

Niemand konnte sich damals in Wien der Befassung mit den nationalpolitischen Problemen entziehen. Im Sozialwissenschaftlichen Bildungsverein trugen Otto Bauer und Karl Renner die Ideen vor, die sie später in ihren Büchern niederlegten und die zur Ausarbeitung des Programmes der Nationalen Autonomie führten, und Ludo Hartmann brachte Mitteilungen über seine Untersuchungen zum Problem der sprachlichen Assimilation, die leider nie veröffentlicht wurden. Der Professor des Staatsrechts an der Universität, Adolf Bernatzik, lenkte meine Aufmerksamkeit auf das Problem des "nationalen Katasters", der die Grundlage für die Bildung national-einheitlicher Wahlerkurien abgeben sollte.

Ich verfolgte alle diese Bestrebungen mit grossem Interesse, doch ich zweifelte, ob sie Erfolg haben konnten. Es war nicht zu bestreiten, dass die Völker der Donaumonarchie den Staat zertrümmern wollten. Und war es überhaupt der Mühe wert, für diesen von frivolen, bildungslosen Grafen und von ehrgeizigen, aber characterlosen Beamten regierten Staat einzutreten? Besonders tiefen Eindruck machten auf alle, die auf die Erhaltung

des Staates bedacht waren, die Vorgänge, die zum Sturze des Ministeriums Körber führten. Ernest von Körber war der einzige unter den vielen Ministerpräsidenten, die das alte Österreich in den letzten fünfundzwanzig Jahren seines Bestandes regiert hatten, der eine Politik der Staatserhaltung verfolgte. Er wurde dabei von seinem glänzend begabten Kabinettschef Rudolf Sieghart unterstützt; Böhm-Bawerk gehörte seinem Kabinett als Finanzminister an. Körber hatte den Staatsanwälten die Weisung erteilt, in der Konfiskation von Zeitungen eine mildere Praxis zu üben. So kam es, dass ein Artikel einer Wiener deutschnationalen Tageszeitung, der das Altarsakrament verunglimpfte, nicht beanstandet wurde. Die Gegner Körbers ergriffen diese Gelegenheit, um ihn zu stürzen. Beichtväter und Hofdamen der Erzherzoginnen waren fieberhaft tätig, um den 'Juden' Körber (eine seiner Grossmütter oder Urgrossmütter war Jüdin gewesen) als Kirchenschänder anzuprangern. Auf diese Weise wurde der letzte Mann, der es ehrlich um den Staat meinte, aus dem Amte gedrängt.

Ich muss heute gestehen, dass ich damals die Unzulänglichkeit der österreichischen Staatsverhältnisse zu streng beurteilt habe und dass mir vieles im Auslande, das ich damals doch nur aus Büchern und aus kurzen oberflächlichen Besuchen kannte, in zu rosigem Licht erschien. Doch das ändert nichts am Tatbestand. Der Habsburgerstaat, dem das Nationalitätenprinzip die ideologische Grundlage entzogen hatte, konnte jenes Mass von politischer Misswirtschaft, das anderen Staaten ungefährlich

war, nicht aushalten. Fehler, die ein Nationalstaat ertragen konnte, konnten ihm tötliche Wunden zufügen. Falsche Politik musste ihn schneller zugrunde richten als den englischen oder französischen Staat.

Der Umstand, dass in Österreich Staat und Nation nicht zusammenfielen, regte dazu an, Probleme zu studieren, auf die man in den Nationalstaaten nicht so leicht achten konnte. Der englischen und der französischen Sprache fehlen noch heute die Ausdrücke, die eine korrekte Darstellung der aus diesem Dualismus entspringenden politischen und wirtschaftspolitischen Probleme ermöglichen wurden.

Ich habe mich dabei in erster Linie für die nationalpolitischen Konsequenzen des Interventionismus interessiert. Jede einzelne interventionistische Massnahme muss in einem national-gemischten Staate die nationalen Kräfteverhältnisse berühren. Die österreichischen Politiker wussten das sehr genau, und die Verhandlungsberichte des Reichsrates und der Landtage und die Presse enthielten reiches Material darüber. Die volle Tragweite dieser Probleme erkannte ich freilich erst, als ich 1909 in die Wiener Handelskammer eintrat und Mitglied der Handelspolitischen Zentralstelle wurde.

Ich plante, diese Probleme gründlich zu untersuchen. Als ich im Studienjahr 1913-1914 meine ersten Seminarübungen an der Universität abhielt, wählte ich vier junge Doktoren die die Stellung der Deutschen, der Tschechen, der Polen und der

zur
 Magyaren) in auswärtigen Handelspolitik des österreichisch-ungarischen Zollsystems und die Massnahmen studieren sollten, durch die die ungarische Regierung und die autonomen Landesverwaltungen (die 'Landesausschüsse') der österreichischen Kronländer darauf hinarbeiteten, innerhalb des Zollgebietes einen administrativen Protektionismus zu Gunsten ihrer Konnationalen auszubauen. Ich hoffte, dass es mir gelingen würde, noch einen fünften Mitarbeiter für die Behandlung der italienischen Gruppe zu gewinnen. Ich selbst wollte einen zusammenfassenden Bericht schreiben, der mit dem Werk meiner Mitarbeiter veröffentlicht werden sollte.

Von den vier jungen Forschern sind zwei in den ersten Wochen des Krieges gefallen. Der dritte blieb seit den Karpathenkämpfen im Winter 1914/1915 verschollen. Der vierte geriet im Juli 1916 in Wolhynien in russische Gefangenschaft. Man hat von ihm nie wieder gehört.

IV. DIE ÖSTERREICHISCHE SCHULE DER NATIONALÖKONOMIE.

Als ich an die Universität kam, war Carl Menger im Begriffe, seine Lehrtätigkeit zu beenden. Von der österreichischen Schule der Nationalökonomie war an der Universität nicht viel zu merken. Ich hatte damals auch kein Interesse für sie.

Um Weihnachten 1903 herum las ich zum erstenmal Menger's "Grundsätze der Volkswirtschaftslehre." Durch dieses Buch wurde ich zum Nationalökonom.

Ich bin Carl Menger erst viele Jahre später persönlich begegnet. Er war, als ich ihn kennen lernte, schon über siebzig, schwerhörig und von einem Augenübel geplagt. Doch sein Geist war jung und feurig. Ich habe mich immer wieder gefragt, warum dieser Mann die letzten Jahrzehnte seines Lebens nicht besser genutzt hat. Dass er, wenn er nur wollte, noch immer Glänzendes leisten konnte, zeigt der Artikel "Geld", den er dem "Handwörterbuch der Staatswissenschaften" beige-steuert hat.

Ich glaube zu wissen, was Menger entmutigt und frühzeitig zum Verstummen gebracht hat. Sein scharfer Geist hatte erkannt, wohin die Entwicklung Österreichs, Europas und der Welt geht; er sah diese grösste und höchste aller Zivilisationen im Eilzugstempo dem Abgrund näher kommen; er hat alle Greuel vorausgeahnt, die wir heute schaudernd erleben. Er wusste, welche Folgen die Abkehr der Welt vom Liberalismus und Kapitalismus nach sich ziehen muss. Er hat das getan, was er gegen diese Strömungen unternehmen konnte. Seine "Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften" waren auch als Streitschrift gegen alle jene verderblichen Geistesströmungen gedacht, die von den Lehrkanzeln des grosspreussischen Reiches die Welt vergifteten. Er sah, dass sein Kampf aussichtslos und hoffnungslos war, und so erfüllte ihn schwarzer Pessimismus, der seine Kräfte lähmte. Er hat diesen Pessimismus seinem jungen Schüler und Freunde, dem Thronfolger Rudolf mitgeteilt. Erzherzog Rudolf hat Hand an sich gelegt, weil er an der Zukunft seines Reiches und der europäischen Kultur verzweifeln musste, nicht etwa wegen einer

Frau. Er hat das junge "Mädchen, das auch sterben wollte, in den Tod mitgenommen; er ist nicht ihrerwillen in den Tod gegangen.

Mein Grossvater hatte einen Bruder, der mehrere Jahre vor meiner Geburt gestorben ist. Dieser Bruder, Dr. Joachim Landau, war liberaler Abgeordneter im österreichischen Abgeordnetenhaus und intimer Freund seines Parteikollegen, des Abgeordneten Dr. Max Menger, eines Bruders von Carl Menger. Eines Tages berichtete er meinem Grossvater über ein Gespräch, das er mit Carl Menger geführt hatte. Carl Menger, erzählte mir mein Grossvater ungefähr um 1910, hatte folgende Äusserung getan: "Die Politik, die die europäischen Mächte verfolgen, wird zu einem fürchterlichen Krieg führen, der mit grauenhaften Revolutionen, mit völliger Vernichtung der europäischen Kultur und mit Zerstörung des Wohlstandes aller Völker enden wird. In Voraussicht dieser unabwendbaren Ereignisse kann man nur die Anlage in gehortetem Gold und etwa noch die in Effekten der beiden skandinavischen Länder empfehlen." In der Tat hatte Menger seine Ersparnisse in schwedischen Wertpapieren angelegt.

Wer schon vor Erreichung des vierzigsten Lebensjahres so klar das Übel voraussieht, das allem, was er für wert erachtet, die Vernichtung bringen muss, kann dem Pessimismus und der seelischen Depression nicht entgehen. Welch ein Leben, pflegten die alten Rhetoren zu sagen, hätte Priamus gehabt, wenn er schon im Alter von zwanzig Jahren den Fall Iliums vorausgesehen hätte!

Carl Menger hatte kaum die erste Hälfte seines Lebens hinter sich, als er die Unabwendbarkeit des Unterganges seines Troja erkannt hatte.

Der gleiche Pessimismus erfüllte alle scharfsichtigen Österreicher. Das war das traurige Privileg des Österreichertums, dass es bessere Gelegenheit bot, das Verhängnis zu erkennen. Schon Grillparzer's Melancholie und Verdrossenheit stammte aus dieser Quelle. Das Gefühl, dem kommenden Unheil ohnmächtig gegenüber zu stehen, trieb den fähigsten und reinsten aller österreichischen Patrioten, Adolf Fischhof, in die Einsamkeit.

Ich habe begreiflicherweise mit Menger öfter über Knapp's "Staatliche Theorie des Geldes" gesprochen. "Das ist", sagte Menger, "die folgerichtige Entwicklung der preussischen Polizeiwissenschaft. Was soll man von einem Volke halten, dessen Elite nach zweihundert Jahren Nationalökonomie solchen Unsinn, der nicht einmal neu ist, als höchste Offenbarung bewundert? Was hat man von einem solchen Volke noch zu erwarten?"

Menger's Nachfolger an der Universität war Friedrich von Wieser. Wieser war ein Mann von hoher persönlicher Kultur, ein feiner Kopf und ein ehrlicher Forscher. Er hatte das Glück, früher als andere das Werk Menger's kennen zu lernen, und ^{es} ist ihm als Verdienst zuzurechnen, dass er seine Bedeutung so gleich erkannte. Er hat die Lehre in mancher Hinsicht bereichert, doch er war kein schöpferischer Denker und hat im Ganzen mehr

geschadet als genützt. Er hat den Kern des Subjektivismus nie wirklich erfasst und daraus entsprangen viele verhängnisvolle Missgriffe. Seine Zurechnungstheorie ist unhaltbar. Seine Wertrechnungsideen berechtigen zur Behauptung, dass er gar nicht der österreichischen Schule zuzuweisen war, sondern eher der Lausanner, die in Österreich in Rudolf Auspitz und Richard Lieben zwei glänzende Vertreter gefunden hat.

Das, was die österreichische Schule auszeichnet und ihren unvergänglichen Ruhm bilden wird, ist gerade das, dass sie eine Lehre vom wirtschaftlichen Handeln und nicht eine Lehre vom wirtschaftlichen Gleichgewicht, vom Nichthandeln, ist. Auch die österreichische Schule verwendet die Gedankenbilder des Ruhezustandes und des Gleichgewichts, ohne die nationalökonomisches Denken nicht auskommen kann. Doch sie ist sich stets des bloss instrumentalen Charakters dieser -- und aller anderen -- Gedankenbilder bewusst. Sie will die Preise erklären, die auf den Märkten wirklich gezahlt werden, und nicht bloss Preise, die unter gewissen, nie realisierbaren Bedingungen gezahlt werden würden. Sie lehnt die mathematische Methode nicht etwa aus Unkenntnis der Mathematik oder aus Abneigung gegen mathematische Exaktheit ab, sondern weil sie kein Gewicht auf die Detailausmalung des Zustandes eines hypothetischen statischen Gleichgewichts legt. Sie hat sich nie der verhängnisvollen Illusion hingegeben, dass Werte gemessen werden könnten. Sie hat nie verkannt, dass alle statistischen Daten lediglich der Wirtschaftsgeschichte angehören und mit Wirtschaftstheorie

nichts zu tun haben.

Weil die österreichische Nationalökonomie eine Lehre vom menschlichen Handeln ist, darf man ihr auch Schumpeter nicht zuzählen. In seinem ersten Buche bekennt sich Schumpeter charakteristischer Weise zu Wieser und zu Walras und nicht zu Menger und Böhm. Nationalökonomie ist ihm eine Lehre von den "ökonomischen Quantitäten" und nicht eine Lehre vom Handeln der Menschen. Seine "Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung" ist ein typisches Produkt der Gleichgewichtstheorie.

Es ist übrigens notwendig, die Missverständnisse zu berichtigen, die der Ausdruck "österreichische Schule" hervorrufen kann. Weder Menger noch Böhm haben eine Schule in dem Sinne gründen wollen, den man diesem Ausdruck in Universitätskreisen beizulegen pflegt. Sie haben nie versucht, im Seminar junge Leute zu blinden Anhängern abzurichten und für die Unterbringung solchen Nachwuchses auf Kathedern zu sorgen. Sie haben gewusst, dass man durch Bücher und durch den akademischen Unterricht wohl das Verständnis für die Erfassung der nationalökonomischen Probleme zu fördern und damit der Gesellschaft einen grossen Dienst zu leisten vermag, dass aber Nationalökonomien nicht erzogen werden können. Als Bahnbrecher und schöpferische Denker waren sie sich klar darüber, dass man den wissenschaftlichen Fortschritt nicht organisieren und Neuerung nicht planmässig züchten kann. Sie haben nie versucht, für ihre Theorien Propaganda zu treiben. Das Wahre wird sich schon durch seinen eigenen Gehalt durchsetzen, wenn die Menschen die Fähigkeit haben,

es zu erfassen; wenn ihnen aber diese Fähigkeit abgeht, dann hilft es nichts, Leute die den Inhalt und die Tragweite einer Lehre nicht begreifen können, zu einem Lippenbekenntnis durch unsachliche Mittel zu bestimmen.

Menger hat sich nie bemüht, seinen Fakultätskollegen jene Gefälligkeiten zu erweisen, die durch Gegendienste bei der Erstattung von Besetzungsvorschlägen erwidert werden. Böhm hätte als Minister und Exminister Protektion üben können; er hat es immer verschmäht. Menger hat ~~nach~~ mitunter - ohne Erfolg - den Versuch gemacht, die Habilitation von Leuten zu verhindern, die, wie z. B. Zwiedineck, nicht ahnten, auf was es in der Nationalökonomie ankommt. Böhm hat nicht einmal das versucht. Er hat die Berufung von Gottl und von Spann an die Brünn^r Technische Hochschule eher gefördert als gehindert.

Die Stellung Mengers zu diesen Fragen beleuchtet am besten eine Aufzeichnung, die Hayek bei der Durchsicht des wissenschaftlichen Nachlasses von Menger aufgefunden hat. Es heisst da: "In der Wissenschaft gibt es nur ein sicheres Mittel für den endlichen Sieg einer Idee: dass man jede gegnerische Richtung sich vollständig ausleben lasse." Schmoller, Bücher und Lujo Brentano haben anders gedacht. Sie haben jedem, der ihnen nicht blind folgte, die Möglichkeit genommen, sich an reichsdeutschen Hochschulen zu betätigen.

So kam es, dass die Lehrkanzeln der österreichischen Hochschulen dem Nachwuchs des deutschen Historismus in die Hände

Auf diesem Boden konnte Franz Brentano's Philosophie Wurzeln schlagen, auf diesem Boden erwachsen Bolzano's Wissenschaftslehre, Mach's Empirismus, Hussel's Phänomenologie und Breuer's und Freud's Psychoanalyse. In Österreich war die Luft frei vom Spuk der Hegel'schen Dialektik, In Österreich hielt man es nicht für nationale Pflicht, die Ideen Westeuropas zu "überwinden." In Österreich ^{wurden} Eudamonismus, Hedonismus und Utilitarianismus nicht geachtet, sondern studiert.

Es wäre ein Irrtum anzunehmen, dass die österreichische Regierung alle diese grossen Bewegungen gefördert hätte. Im Gegenteil. Sie hat Bolzano und Brentano das Lehramt entzogen, sie hat Mach kaltgestellt, sie hat sich um Husserl, Breuer und Freud überhaupt nicht gekümmert. Sie hat in Böhmen-Bawerk den tüchtigen Beamten geschätzt, nicht den Nationalökonom.

Böhm war Professor in Innsbruck. Er wurde dieses Amtes bald überdrüssig; die geistige Öde dieser Universität, dieser Stadt und dieses Landes wurden ihm unerträglich. Er zog die Tätigkeit im Finanzministerium in Wien vor. Als er endgültig aus der Regierung ausgeschieden war, wurde ihm eine einträgliche Stelle angeboten. Er schlug sie aus und bat um ein persönliches Ordinariat an der Wiener Universität.

Es war ein grosser Tag in der Geschichte der Wiener Universität und in der Entwicklung der Nationalökonomie, als Böhm sein Seminar eröffnete. Für das erste Semester wählte Böhm die

fielen. Alfred Weber und Spiethoff bekleideten hintereinander eine Prager Lehrkanzel, ein gewisser Guenther wurde später Ordinarius in Innsbruck. Ich erwähne das alles nur, um Franz Oppenheimer's Behauptung, die Grenznutzenschule monopolisiere die Lehrkanzeln der nationalökonomischen Theorie, ins rechte Licht zu setzen. Schumpeter war mehrere Jahre hindurch Ordinarius in Bonn. Das war der einzige Fall, in dem eine Hochschule des deutschen Reiches einen Lehrer bestellt hat, der der modernen Nationalökonomie zuzuzählen war. Unter den vielen hundert Männern, die zwischen 1870 und 1934 an den deutschen Hochschulen als Ordinarien Wirtschaftsfächer lehrten, befand sich kein einziger, der mit den Arbeiten der österreichischen, der Lausanner oder der modernen angelsächsischen Richtung vertraut war. Niemals wurde ein Privatdozent habilitiert, der im Verdachte stand, einer dieser Schulen anzugehören. Knies und Dietzel waren die letzten Nationalökonomien auf deutschen Kathedern. An den Universitäten des Deutschen Reiches wurde nicht Nationalökonomie sondern Marxismus oder Nationalsozialismus, so wie an den Universitäten des zaristischen Russlands nicht Nationalökonomie, sondern 'legaler' Marxismus oder Wirtschaftskunde gelehrt wurde. Dem Totalitätsanspruch der deutschen 'wirtschaftlichen Staatswissenschaften' schien schon der Umstand, dass in Österreich einige Professoren und Privatdozenten Nationalökonomie lehren durften, unerträglich.

Die österreichische Schule der Nationalökonomie war in dem Sinne österreichisch, dass sie dem Boden der österreichischen Kultur entstammte, die der Nationalsozialismus zerstampft hat.

Grundlagen der Wertlehre als Thema. Otto Bauer suchte den werttheoretischen Subjektivismus vom marxistischen Standpunkt zu zerpflücken. Die Diskussion zwischen Bauer und Böhm - - die übrigen Teilnehmer standen im Hintergrunde - - füllte das ganze Wintersemester. Bauer's glänzende Begabung zeigte sich im schönsten Lichte; er erwies sich als würdiger Gegenspieler des grossen Meisters, dessen Kritik der marxistischen Nationalökonomie den Todesstoss versetzt hatte. Ich glaube, dass auch Bauer sich am Ende der Debatte eingestehen musste, dass die Arbeitswertlehre unhaltbar ist. Er hat seine Absicht, eine Entgegnung auf Böhm's Marktkritik zu schreiben, fallen lassen. Der erste Band der Marx-Studien brachte eine ^{Aufsehen erregende} Anti-kritik von Hilferding; Bauer hat mir offen zugegeben, dass Hilferding die Probleme, um die es sich handelte, nicht begriffen hat.

Ich habe an Böhm's Seminarübungen bis zu meiner im Jahre 1913 erfolgten Habilitation regelmässig teilgenommen. Die beiden letzten Wintersemester, in denen ich noch dem Seminar angehörte, waren der Erörterung meiner Geld- und Umlaufsmitteltheorie gewidmet. In dem einen wurde meine Erklärung der Kaufkraft des Geldes, in dem zweiten meine Konjunkturtheorie behandelt. Ich werde auf die Meinungsverschiedenheit, die zwischen Böhm und mir in diesen Punkten hervortrat, noch zu sprechen kommen.

Böhm war ein glänzender Seminarleiter. Er betrachtete sich im Seminar nicht als Lehrer, sondern als Vorsitzender, der mitunter auch selbst in die Debatte eingreift. Die Redefreiheit,

die er den Teilnehmern einräumte, wurde leider gelegentlich von Schwatzern missbraucht; besonders störend wirkte der Unsinn, den Otto Neurath mit fanatischer Eindringlichkeit vorzubringen pflegte. Eine schärfere Handhabung der Rechte des Vorsitzenden hätte oft wohltätig gewirkt. Doch Böhm wollte davon nichts wissen. In der Wissenschaft müsse man jeden ausreden lassen, meinte er. Er war darin mit Menger einer Meinung.

Böhms Lebenswerk liegt in prachvoller Geschlossenheit vor uns. Seine meisterhafte Kritik der älteren Nationalökonomie und seine eigene Lehre sind uns zum dauernden Besitz geworden. Dennoch muss man feststellen, dass Böhm noch viel mehr hätte geben können, wenn die Umstände es zugelassen hätten. In seinen Seminarreden und im persönlichen Gespräch entwickelte er Gedanken, die weit über das hinausführten, was seine Schriften enthalten. Doch seine physische Konstitution machte es ihm unmöglich, neue grosse Arbeiten zu planen. Seine Nerven waren schwerer Arbeit nicht mehr gewachsen. Schon das zweistündige Seminar griff ihn an. Nur durch grösste Regelmässigkeit der Lebensweise konnte er die Kräfte sammeln, die er für die Wissenschaft brauchte. Seine Arbeit gehörte ganz der Nationalökonomie. Erholung und Genuss fand er in den philharmonischen Konzerten.

Auch Böhm-Bawerk's Lebensabend wurde durch die Sorge um die Zukunft Österreichs und seiner Kultur verdüstert. Wenige Wochen nach Ausbruch des Krieges ist er einem Herzschlag erlegen. Als ich an einem der ersten Septembertage am Abend von einem

Patrouillenritt zu meiner ~~Batterie~~ östlich von Trampol in Feuerstellung stehenden Batterie zurückkehrte, handigte man mir ein Zeitungsblatt ein, das die Todesnachricht enthielt.

V. ERSTE GELDTHEORETISCHE ARBEITEN.

In seinem 1903 veröffentlichten Buche "Das Geld" hatte Helfferich die Behauptung aufgestellt, dass die Grenznutzentheorie gegenüber dem Problem des Geldwerts versage. Ich wollte die Stichhaltigkeit dieses Einwandes prüfen und wendete mich seit 1906 mit grossem Eifer den Geld- und Bankproblemen zu. Ich studierte die grossen Werke der Theorie und die Währungsgeschichte der europäischen Länder, der Vereinigten Staaten von Amerika und British-Indiens und suchte mich in dem nahezu unübersehbaren Schrifttum zurechtzufinden.

Als erstes Ergebnis veröffentlichte ich im XVI. Bande der "Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung" einen Aufsatz über "die wirtschaftspolitischen Motive der österreichischen Valutaregulierung." Im Herbst 1908 fragte Edgeworth Philippovich an, ob er nicht für das Economic Journal einen kurzen, höchstens zehn Seiten umfassenden Beitrag über die Devisenpolitik der Österreichisch-Ungarischen Bank schreiben wolle. Philippovich lehnte es ab und empfahl mich. Ich nahm an, beschloss aber, den Gegenstand auch ausführlicher in deutscher Sprache zu behandeln. Dieser Aufsatz "Das Problem gesetz-

licher Aufnahme der Barzahlungen in Österreich-Ungarn", der im Frühjahr 1909 im Schmoller'schen Jahrbuch erschien, löste bei der mächtigen österreichischen Inflationistenpartei stürmischen Protest aus.

Meine Überlegungen hatten mich schon zur Zeit, als ich diese drei Aufsätze schrieb, dazu geführt, die schwersten Mängel der herrschenden geldtheoretischen Auffassungen zu erkennen. Ich war von der Unhaltbarkeit der Zahlungsbilanztheorie und der Lehre von der "Elastizität" der bankmassigen Zahlungsmittel" überzeugt. Doch kurze Aufsätze, die wirtschaftshistorischen und wirtschaftspolitischen Problemen gewidmet sind, bieten nicht Gelegenheit, diese grossen Fragen zu entscheiden. Ich musste diese Ausführungen für das theoretische Werk, das ich plante, aufsparen und mich vorläufig noch auf dem Boden der allgemein anerkannten Auffassungen bewegen.

Ich übergehe hier das, was ich zu zur Kritik der Knapp'schen Ausführungen über die Devisenpolitik der Bank gesagt habe. Die Lehren Knapp's, die damals in Deutschland und in Osteuropa von allen bewundert wurden, sind längst vergessen. Wer aber einmal die Geschichte des Verfalls des deutschen Denkens im Allgemeinen und des deutschen ökonomischen Denkens im Besonderen studieren wird, wird das merkwürdigste und denkpsychologisch interessanteste Problem in den Teilen der Knapp'schen Theorie finden, die ich im VI. Abschnitt meines Aufsatzes über die Barzahlungen kritisiert habe. Knapp sprach z. B. von Verlusten, die der Bank durch die Devisenpolitik erwachsen, und sagte,

dass der Staat sie für diese Verluste schadlos halte. Ein Blick in die Bilanzen und Geschäftsabschlüsse der Bank hatte ihnen zeigen müssen, dass die Devisengeschäfte der Bank grosse Gewinne brachten und dass der Staat einen Teil dieser Gewinne an sich zog.

Das Problem, das mein Aufsatz behandelte, war die Frage der gesetzlichen Aufnahme der Bareinlösung der Noten der Österreichisch-Ungarischen Bank. Seit einer Reihe von Jahren hatte die Bank ohne Zögern und ohne Unterschied jedes an sie gestellte Begehren um Überlassung von ausländischen Zahlungsmitteln zu einem Kurse befriedigt, der in keinem Falle die gesetzlich festgelegte Goldparität der Krone um mehr als jenes Mass überschritt, das in den effectiv in Gold barzahlenden Ländern als Abweichung des Kurses bis zum oberen Goldpunkt bezeichnet ward. Damit waren die Barzahlungen in Österreich-Ungarn de facto aufgenommen. Es wurde nun erörtert, ob man diesen faktischen Zustand in einen legalen verwandeln solle. Für diese Umwandlung sprach der Umstand, dass die ausländischen Geldmärkte für Anleihen, die auf Kronen lauten, günstigere Bedingungen gewährten, wenn die Bareinlösung der Noten nicht mehr vom Belieben der Bank abhängig wären. Dieses Argument wurde besonders von Ungarn ins Treffen geführt. Ungarn erblickte in der ablehnenden Haltung der Bankleitung und mancher österreichischer Kreise ein Bestreben, seine Abhängigkeit vom Wiener Geldmarkte zu verewigen und es ihm unmöglich zu machen, die billigeren

Geldquellen des Westens aufzusuchen. Gegen die gesetzliche Sanktionierung des bestehenden faktischen Zustandes sprachen überhaupt keine triftigen Gründe.

Die Gegner der gesetzlichen Aufnahme der Barzahlungen hatten eine unhaltbare Theorie zur Stützung ihres Standpunktes zurechtgezimmert. Eine de lege zur Bareinlösung der Noten verpflichtete Bank, meinten sie, sei genötigt, sich im Diskontsatz den auf dem Weltgeldmarkte herrschenden Verhältnissen anzupassen. Doch die Österreichisch-Ungarische Bank befinde sich, dank dem Umstande, dass sie nicht verpflichtet sei, ihre Noten einzulösen, in einer günstigeren Lage. Sie könne zwischen legitimem und illegitimem Bedarf an Devisen unterscheiden. Als illegitim sei der Bedarf jener anzusehen, die Geld ins Ausland transferieren wollen, um eine im Ausland herrschende Zinsverteuerung auszunützen. Diesen illegitimen Bedarf der Zinsfussarbitrage lasse die Bank grundsätzlich unberücksichtigt; sie befriedige nur den legitimen Bedarf. Sie könne damit die Zinsfusserhöhung, die bei allgemeiner Verpflichtung zur Barzahlung nicht zu umgehen wäre, ganz vermeiden oder zumindest hinausschieben.

Diese Doktrin war ganz falsch. Die Bank hat keinen Unterschied zwischen legitimer und illegitimer Nachfrage nach Devisen gemacht, sie hat seit 1900 jede an sie gestellte Anforderung voll befriedigt. Wäre sie aber so vorgegangen, wie die Gegner der gesetzlichen Barzahlung es beschrieben haben,

dann hätten die abgewiesenen Zinsfussarbitrageure versucht, auf dem offenen Markte Devisen zu erstehen; diese Nachfrage hätte den Kurs erhöhen und die österreichische Valuta verschlechtern müssen.

Die Doktrin war weder neu noch spezifisch österreichisch. Sie war die alte Irrlehre, die man ~~XXXXXX~~ 15 und 20 Jahre früher als Lehre von den Vorzügen der französischen Goldprämienpolitik vorgetragen hatte. Doch die französischen Anhänger der Goldprämienpolitik haben nicht bestritten, dass die Anwendung dieser Politik zu einem Ansteigen der Valutenkurse führe, und sie haben diese Politik für Frankreich empfohlen, das damals eines der grossen Geldgeberländer war und nicht für ein Geldnehmerland, wie Österreich-Ungarn es war. Für ein Schuldnerland hätte die Lockerung der Beziehungen zu den ausländischen Geldmärkten zu einer Verteuerung, nicht zu einer Verbilligung des Kredits führen müssen.

Ich hatte meinen Aufsatz gerade vollendet, als ich durch eine Einladung des Generalsekretär-Stellvertreters der Bank überrascht wurde. Ich suchte Herrn Waldmayer in seinem Büro auf. Er hatte, sagte er, von Professor Landesberger gehört, dass ich für eine Studie über die Politik der Bank Material benötige und wolle es mir gerne zur Verfügung stellen. Freilich musste ich mich dann verpflichten, meine Arbeit vor der Drucklegung der Bankleitung vorzulegen. Ich lehnte höflich, doch sehr entschieden ab. Ich kannte damals Professor Landesberger

überhaupt nicht, wusste freilich, dass er ein intimer Freund von Philippovich war; ich konnte vermuten, dass Philippovich ihm einen Einblick in meinen Aufsatz gewährt oder ihm von seinem Inhalt erzählt hatte.

Aus dem Gespräch mit Herrn Waldmayer gewann ich den Eindruck, dass die Bankleitung an der Aufrechthaltung des bestehenden Zustandes ganz besonders interessiert sei. Ich konnte mir das nicht erklären. Ich erwartete wohl, dass man gelegentlich der gesetzlichen Aufnahme der Barzahlungen der Bank das Recht, einen Teil ihrer Reserve in zinstragenden Guthaben und Wertschriften des Auslandes anzulegen, quantitativ beschneiden werde, und dass dies die Bankbruttoerträge kürzen werde. Doch dadurch hätten vor allem die Aktionäre zu leiden gehabt und die am Erträge der Bank beteiligten beiden Staaten. Die Finanzminister hätten voraussichtlich durch entsprechende Abänderung der Gesetzesvorlagen dafür Sorge getragen, dass der Ausfall ganz oder doch zum grössten Teil die Aktionäre treffe. Um das Interesse der Aktionäre kümmerte sich niemand, am wenigsten die von den beiden Regierungen bestellte Bankleitung. Woher also dieses brennende Interesse der Bank? Ich hatte, als ich ~~xxxxxx~~ ^{das} Buro des Herrn Waldmayer verliess, die Empfindung, dass er mir einen beträchtlichen Geldbetrag angeboten hatte, wenn ich nur etwas weniger abweisend gewesen wäre. Die Bank verfügte offiziell über einen Pressefond für derartige Zwecke.

Page 34F

Erst mehrere Jahre später wurde mir Aufklärung zu Teil.

Als ich im Jahre 1912 einen Artikel über das neue (vierte) Privilegium der Bank veröffentlichte und darob wieder von den Gegnern der Barzahlungen angegriffen wurde, hat Böhm mich über die Ursachen des Widerstandes der Bankleitung unterrichtet. Ein Teil der Ertragnisse der Anlage in zinstragenden Auslandsforderungen, erzählte Böhm, werde in der Bank auf ein besonderes geheimes Konto gebucht, über dessen Verwendung der Gouverneur allein verfüge. Aus diesem Fonds würden den ohnehin schon hochbesoldeten leitenden Funktionären der Bank, Regierungsbeamten, die mit der Überwachung der Bank betraut sind, Journalisten, Politikern und mitunter auch anderen Personen hübsche Remunerationen gezahlt. Er, Böhm, hatte von der Existenz dieses Fonds nur zufällig Kunde erhalten, dass der ungarische Finanzminister sich darüber beschwert habe, dass der Anteil, der Österreichern aus ihm zufließt, zu gross sei im Verhältnis des ungarischen Staatsbürgern zufließenden. Die ganze Angelegenheit hatte ihn im höchsten Masse angewidert und ihm seine Stellung und überhaupt jede Betätigung in der Verwaltung verleidet. Seinem Wunsche nach Beseitigung des Unfugs hatte sich jedoch der ungarische Finanzminister widersetzt. "Ich halte mich für verpflichtet", schloss Böhm seine Ausführungen, "Ihnen diese Mitteilungen zu machen, damit Sie die Hintergründe des gegen Sie geführten Kampfes verstehen." Ich musste Böhm versprechen, über die Sache zu schweigen, wenn ich nicht von anderer Seite Kunde erhalten sollte. Ich habe bis heute geschwiegen, obwohl mir einige Jahre nach dem Kriege der ehemalige Pressereferent der Bank aus eigenem Antrieb in

offenherzigsten Weise über die Verwendung des Fonds Mitteilungen gemacht hat. Die Beträge waren bescheidener als die des berühmten Bismarck'schen Reptilienfonds; sie waren jedoch reichlich genug, um den energischen Widerstand der Bankleitung und mancher anderer Herren gegen eine Reform zu erklären, die diesen Quell hätte versiegen lassen können.

Die schärfsten Angriffe gegen meine Ausführungen kamen von Walter Federn, dem Herausgeber einer volkswirtschaftlichen Wochenschrift, des "Österreichischen Volkswirt." Federn hatte kleine Posten in Bankbüros bekleidet und war dann Börsenberichterstatter verschiedener Blätter geworden; seit einigen Jahren gab er den Volkswirt heraus, den ein ihm befreundeter Bankdirektor namens Rosenbaum finanzierte. Federn war nationalökonomisch ungebildet und hatte, abgesehen von Knapp's Staatlicher Theorie des Goldes, kaum je ein nationalökonomisches Buch gelesen. Er hatte nur sehr unzureichende Kenntnis der volkswirtschaftlichen Zustände und der Statistik, war ganz kritiklos und konnte nicht selbstständig denken ~~xxxxxxxxxxxx~~; man hielt ihn allgemein für geistig beschränkt, doch man lobte seinen flüssigen Stil. Die Haupteinnahmequelle seines Blattes, das damals nur wenige Abonnenten hatte, bildeten, abgesehen von den Beiträgen Rosenbaum's, die "Pauschalien" genannten Vergütungen, die die Banken und die grossen Aktiengesellschaften den Tagesblättern und den ~~die~~ volkswirtschaftlichen Wochen- und Monatsschriften als Entschädigung für die Aufnahme ihrer Inserate und für die in redaktionellen Teile enthaltenen Berichte über ihre Geschäftsabschlüsse und über ihre Generalversammlungen zu zahlen pflegten. An die Gewährung dieser Pauschalien wurden keine beson-

enthüllte, sah ich mich vor ein neues Problem gestellt. Ich war damals schon mehrere Jahre in der "Praxis." Ich hatte je mehrere Monate im staatlichen Finanzdienste und in der Advokatur und zwei Jahre bei Gericht gearbeitet und war seit 1909 Funktionär der Handelskammer. Ich durchschaute die Korruption, die eine unvermeidliche Begleiterscheinung des Interventionismus ist; ich wusste genau, dass sie bis in die höchsten Stellen des Staates reichte. Doch es war das erste Mal, dass ich in einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mich Gegnern gegenüber sah, deren Motive nicht sachlich waren. Ich habe lange und eingehend darüber nachgedacht, wie ich mich zu diesen Dingen verhalten soll. Schliesslich gelangte ich zu einer klaren Stellungnahme.

Der Nationalökonom hat sich mit Doktrinen auseinanderzusetzen und nicht mit Menschen. Er hat falsche Doktrinen zu kritisieren; es ist nicht seines Amtes, die persönlichen Motive von Irrlehren zu enthüllen. Der Nationalökonom hat seine Gegner unter der Fiktion zu bekämpfen, als ob sie nur von sachlichen Erwägungen geleitet wären. Es kommt nicht darauf an, ob der Verfechter einer unrichtigen Meinung guten oder bösen Glaubens ist, sondern darauf, ob die von ihm vertretene Auffassung richtig oder unrichtig ist. Es ist die Aufgabe anderer Leute, Korruption aufzudecken und die Öffentlichkeit darüber aufzuklären.

An diesen Grundsätzen habe ich immer streng festgehalten. Ich habe, wenn auch nicht alles, so doch sehr viel gewusst

deren Bedingungen geknüpft. Die Blätter mussten wohl befürchten, dass ein Unternehmen, das sie besonders gehässig angreifen würden, die weitere Zahlung einstellen würde, doch massvolle Kritik der die Pauschalien spendenden Unternehmungen war zulässig.

Nicht diese Pauschalien raubten der Wiener Wirtschaftsjournalistik die Unabhängigkeit. Ihre Unwissenheit machte die Journalisten unfrei. Die grosse Zeit der Wiener Wirtschaftsjournalistik war längst vorbei. Die ausgezeichneten Volkswirte, die zwischen 1860 und 1900 mitgearbeitet hatten, - auch Menger war darunter -- fanden keinen würdigen Nachwuchs. Nur noch in der Redaktion der "Neuen Freien Presse" und in der des "Neuen Wiener Tagblatt" sassen Volkswirte, die Kenntnisse und Denkvermögen hatten. Die übrigen Redakteure waren unwissend und konnten nicht denken. Sie waren auf die Information durch die Interessenten angewiesen. Die Börsenberichterstatter liessen sich durch die Börsenvertreter der grossen Banken informieren. Wenn eine Regierungsverfügung erging oder wenn eine wichtige Geschäftstransaktion vollzogen wurde, dann eilten die Journalisten zu dem zuständigen Regierungsbeamten oder zum betreffenden Unternehmer; die Auskunft, die ihnen da zu Teil wurde, setzten sie dann dem Publikum vor. Die Regierung hatte es nicht nötig, die Journalisten zu bestechen; es genügte, sie zu informieren. Die Journalisten fürchteten nichts so sehr, als dass ^{man} sie einen Tag später als andere ihrer Zunft informieren könnte. Um dieser Strafe zu entgehen, waren sie immer bereit, den Re-

gierungsstandpunkt zu vertreten. Ihre nationalökonomische Unwissenheit bot dabei den Vorteil, dass sie das ohne sacrificium intellectus leisten konnten.

Federn hatte ungefähr zwei Jahre vor der Veröffentlichung meines Aufsatzes sich von Funktionären der Bank über ihre Devisenpolitik informieren zu lassen und hatte das, was er dort erfahren hat, in mehreren Artikeln in der Wiener Tageszeitung "Die Zeit" und in der "Frankfurter Zeitung" veröffentlicht. Er war auf diese Arbeiten sehr stolz, er hielt sie für eine grosse journalistische Leistung, und meine Kritik verletzte seine Eitelkeit. Die fanatische Heftigkeit seiner Angriffe ist vor allem darauf zurückzuführen. Natürlich spielte auch das Bestreben, den Funktionären der Bank und des Finanzministeriums gefällig zu sein, eine Rolle. Doch Federn hat den Standpunkt der Bank nicht darum vertreten, weil er von ihr Pauschalien bezog. Ich bin auch überzeugt, dass er nicht wusste, dass diese Subvention aus einem illegalen Geheimfonds stammte, der durch die gesetzliche Festlegung der Barzahlungen gefährdet werden konnte. Der einzelne Empfänger von Bankgeldern konnte guten Glaubens sein. Die Bank verwendete auch aus den offen verbuchten Eingenängen Mittel für Presse Zwecke. Wer nicht den gesamten von ihr zu Gunsten der Presse und anderer Protektionskinder verausgabten Betrag kannte, durfte annehmen, dass die Dotierung des Pressefonds legal war.

Als Böhm mir das Geheimnis des Dispositionsfonds der Bank

über die Korruption der Interventionisten und Sozialisten, mit denen ich mich auseinandersetzen musste; ich habe davon nie Gebrauch gemacht. Man hat meinen Standpunkt nicht immer verstanden. Da mich die Wiener Sozialdemokraten stets in wenig geschmackvoller Weise angriffen, haben mir die Leute massenhaft Material über die schmutzigen Praktiken der sozialdemokratischen Führer zugetragen. Ich war auch ohne die Hilfe dieser Informatoren über den moralischen Tiefstand der Partei gut unterrichtet; ich hätte das mir angebotene Material nicht benötigt, wenn ich mich mit Enthüllungen hätte befassen wollen. Dass ich die Anbote, mir Material zu liefern, das vollen gerichtsmässigen Beweis für die Unterschleife und Betrügereien von Gegnern erbringen konnte, dankend abgelehnt habe, wurde mir oft verübelt.

Die Österreichisch-Ungarische Bank hat dann im Winter 1912/1913 während der durch den Balkankrieg hervorgerufenen Krise vorübergehend wirklich den Versuch gemacht, einen Teil der Nachfrage nach Devisen auf dem offenen Markt unbefriedigt zu lassen. Natürlich war die Folge davon eine verstärkte Nachfrage nach Devisen auf dem offenen Markt und ein Ansteigen der Devisenkurse. Die Bank musste sofort wieder zu ihrer alten Politik der unbeschränkten und bedingungslosen Abgabe von Devisen zurückkehren. Sie glaubte besonders klug vorzugehen, dass sie dabei den Kurs, zu dem sie Devisen abgab, ein wenig hinaufsetzte. Sie erreichte damit nur, dass das Vertrauen in die österreichische Valuta schwand und dass beträchtliche Teile

der in Österreich angelegten kurzfristigen Auslandsgelder abgezogen wurden.

Die Verschlechterung der Kaufkraft der österreichischen Krone gegenüber dem Golde, den auswärtigen Valuten und den Waren war gerade das Ziel, das die Inflationisten anstrebten. Die intelligenten Gegner der Barzahlungen - so Professor Landesberger und der Vorstand der zollpolitischen Abteilung im Handelsministerium, Richard Riedl, - gaben das auch offen zu. Nur ein so beschränkter Kopf wie Federn konnte glauben, dass die Verweigerung der Bareinlösung der Noten mit der Stabilität der Wechselkurse vereinbar sei. Die Inflationisten begrüßten die kleine Entwertung der Krone als ersten Schritt auf einem Wege, den sie guthiessen. Sie bedauerten nur, dass die Bank sogleich wieder zu ihrer Politik der unbedingten Bareinlösung zurückkehrte. Sie hatten nicht Unrecht, wenn sie diesen Rückzug der Bank als Erfolg meines Auftretens bezeichneten.

Ich war mir natürlich durchaus bewusst, dass die öffentliche Meinung in Österreich dem Inflationismus günstig war und dass es ausser mir nur wenige Freunde einer Politik stabiler Valutenkurse gab. Finanzminister war damals ein Pole, Graf Zaleski, der vor seiner aus rein politischen Gründen erfolgten Berufung sich nie mit finanziellen Problemen befasst hatte und seine Unwissenheit auf finanzpolitischem Gebiete auch freimütig bekannte. "Ich habe mir von Mitgliedern des Polenklubs (des Abgeordnetenhauses) sagen lassen" ,

erklärte mir Zaleski bei einem Gespräche im Hause gemeinsamer Freunde, "dass ein Ansteigen der Valutenkurse eher als eine günstige als eine ungünstige Erscheinung zu werten sei; für die Landwirtschaft wäre eine 10% Verteuerung der Devisen geradezu ein Segen."

Dieser Segen ist sehr bald in reichstem Masse gekommen.

VI. DIE THEORIE DES GELDES UND DER UMLAUFMITTEL.

Als ich die beiden Aufsätze über die Devisenpolitik der Bank abgeschlossen hatte, wollte ich an die Ausarbeitung meiner Geld-und Kredittheorie schreiten. Ich hatte kaum die ersten Seiten niedergeschrieben, als ich anfangs Januar 1909 zu einer ausserordentlichen militärischen Dienstleistung einberufen wurde. Die sogenannte "Annexionskrise" hatte die Regierung bewogen, besondere Massnahmen zu treffen und die Neubewaffnung der Artillerie zu beschleunigen. Ich kehrte im Februar nach Wien zurück, am 1. April trat ich in die Wiener Handelskammer ein und konnte in den ersten Monaten der neuen Tätigkeit keine Musse für meine wissenschaftliche Arbeit finden. Erst im Herbst konnte ich wirklich beginnen. In den ersten Tagen des Jahres 1912 war dann das druckfertige Manuscript in den Händen des Verlegers.

Die grösste Schwierigkeit, die sich mir bei der Ausarbeitung des Buches in den Weg stellte, war die, dass ich darin nur einen Ausschnitt aus dem Gesamtumfang der nationalökono-

mischen Probleme behandeln wollte. Nationalökonomie muss aber notwendigerweise immer ein geschlossenes einheitliches System sein. Man kann nicht Stücke oder Teile herausreissen und besonders studieren. Es gibt in der Nationalökonomie keine Spezialisierung. Wer ein Teilstück behandelt, muss es auf dem Boden einer das Ganze der Probleme erfassenden Theorie tun. Nun aber konnte ich dafür keine der bestehenden Theorien verwenden. Das System Menger's und Böhm-Bawerk's befriedigte mich nicht mehr ganz. Ich war, dank den beiden Altmeistern, bereits auf dem Weg, den sie gewiesen haben, weiter geschritten. Dabei war, was mir an ihrem Werk missfiel, gerade die Behandlung jener Probleme, bei denen die geldtheoretische Arbeit ~~Behandlung~~ anzusetzen hatte.

Damals herrschte freilich die Auffassung vor, dass die Geldlehre aus dem Gesamtgefüge der nationalökonomischen Probleme reinlich ausgesondert werden könne, ja, dass die Geldlehre eigentlich gar nicht in die Nationalökonomie hinein gehöre, sondern gewissermassen eine eigene Disziplin bilde. Dieser Auffassung gemäss hat man an den Hochschulen der angelsächsischen Länder besondere Lehrkanzeln für currency and banking geschaffen. Doch diese Auffassung war eben falsch; es war ~~vielmehr~~ meine Absicht, ihre Unhaltbarkeit aufzuzeigen und die Geldlehre wieder zur Nationalökonomie zurückzuführen.

Hätte ich in Ruhe arbeiten und mir Zeit lassen können, so hatte ich der Theorie des indirekten Tausches, die ich zu

schreiben begonnen hatte, gleich eine Theorie des direkten Tausches als ersten Band vorausgeschickt. Doch ich glaubte, dass ich nicht viel Zeit zur Verfügung habe. Ich wusste, dass wir am Vorabend eines grossen Krieges standen; ich wollte mein Buch noch früher vollenden. So entschloss ich mich, an einigen wenigen Punkten über das engere Gebilde der Geldlehre hinauszugehen, im Übrigen aber meine Bedenken zurückzustellen. Ich glaube, dass ich meiner Aufgabe auf diese Weise gerecht wurde.

Ich muss übrigens ausdrücklich hervorheben, dass das, was ich an Menger und Böhm auszusetzen hatte, weniger das betraf, was sie gesagt haben, als das was ^{sie} nicht gesagt haben. Ich bedauerte, dass sie die unzulängliche Absteckung des Gebietes der Nationalökonomie, die John Stuart Mill vorgenommen hat, nicht durch eine befriedigendere ersetzt haben. Ich tadelte es, dass sie die noch unzulänglichere Einstellung der mathematischen Nationalökonomie nicht entsprechend kritisiert und durch schärfere Herausarbeitung ihres eigenen Standpunktes zurückgewiesen haben. Ich fand vor allem, dass Böhm in der Discussion mit Wieser vieles nicht berührt hatte, was von entscheidender Bedeutung war.

Ein Punkt, den ich in der Geldtheorie nicht mit Stillschweigen übergehen konnte, obwohl er der allgemeinen Wertlehre angehört, war das Problem der vermeintlichen Wertmessung und das damit zusammenhängende Problem des Gesamtwerts. Die Auffassung, dass es etwas gebe, was man als Wertrechnung oder gar als Wertmessung bezeichnen könnte, und dass man vom

bekannten "Wert" einer Teilmenge den "Wert" des Gesamtvorrates. oder vom bekannten "Wert" eines Vorrates den "Wert" von Teilmengen errechnen könnte, musste zerstört werden, wenn man Geldtheorie treiben wollte. Man musste überhaupt die Hypostasierung des " Wertes" beheben und darlegen, dass es wohl ein Wertes, eine Wertung, gibt, dass aber der Ausdruck "Wert" ~~sinnvoll~~ sinnvoll nur zur Bezeichnung der gewerteten Objekte oder des Ergebnisses eines Wertungsaktes verwendet werden darf.

Ich habe mich dieser Aufgabe in den ersten Abschnitten meines ^{Buches} entledigt und dabei besonders die Irrtümer von Irving Fisher und von Schumpeter zu widerlegen gesucht. Das Buch von Cuhel war mir dabei von grossem Nutzen. Der Verfasser ist heute vergessen, sein Buch ist überholt; doch ich bezweifle nicht, dass es schliesslich in der Geschichte unserer Wissenschaft den Ehrenplatz erhalten wird, der ihm gebührt.

Die Lehre von der Bildung und von den Veränderungen der Kaufkraft des Geldes nimmt ihren Ausgang von der Menger'schen Lehre von der Kassenhaltung. Alles weitere habe ich selbst neu gestalten müssen. Es ist nicht meine Absicht, hier einen Auszug meines Buches zu bringen. Ich will nur einige Bemerkungen über das von mir befolgte Verfahren und über seine Bedeutung machen.

Ich bediene mich überall der "Schritt für Schritt" Methode, die man heute als "period analysis" oder "process analysis" neu entdeckt haben will. Sie ist die einzige zulässige Methode. Ihr

gegenüber erscheint der Streit zwischen short run economics and long run economics als müßig; jede Analyse führt über die Wirkungen in the short run zu den Wirkungen in the long run. Auch die Unterscheidung zwischen Statik und Dynamik wird unwesentlich. Wenn man keinen Zustand als "normal" ansieht, wenn man sich dessen bewusst ist, dass der Begriff eines "statischen Gleichgewichts" mit dem Leben und Handeln, das wir studieren, NICHTS zu tun hat und nur ein Gedankenbild ist, dessen wir uns bedienen, um das Handeln durch die Vorstellung eines Zustandes, in dem nicht gehandelt wird, begrifflich zu erfassen, dann muss man erkennen, dass wir immer nur Bewegungen studieren, niemals aber einen Zustand im Gleichgewicht. Die ganze mathematische Nationalökonomie mit ihren schönen Gleichungen und Kurven ist eine unnütze Tändelei. Der Aufstellung der Gleichungen und dem Ziehen der Kurven müssen nichtmathematische Überlegungen vorausgehen; die Aufstellung von Gleichungen erweitert nicht unsere Kenntnisse. Jenen praktischen Zwecken, denen die Gleichungen der Mechanik durch die Einsetzung von empirisch ermittelten Konstanten und der Daten einer zu lösenden Aufgabe dienstbar gemacht werden können, (können die Gleichungen der mathematischen Katalaktik nicht werden können,) weil es derartige konstante Beziehungen auf dem dienen Gebiete des menschlichen Handelns nicht gibt.

Ich habe in meinem Geldbuche kein Wort einer Polemik gegen die mathematische Schule gewidmet. Ich habe die richtige Lehre vorgetragen und darauf verzichtet, die Methode der Mathematiker zu bekämpfen. Ich habe selbst der Verlockung widerstanden, den windigen Begriff "Umlaufgeschwindigkeit" zu zerfasern. Ich habe

der mathematischen Nationalökonomie den Todesstoss dadurch versetzt, dass ich den Nachweis erbrachte, dass Geldmenge und Kaufkraft der Geldeinheit nicht verkehrt proportional sind. Durch diesen Nachweis ist die einzige konstante Bezeichnung, die man zwischen "ökonomischen Quanten" zu finden geglaubt hatte, als durch die Daten jeden einzelnen Falles ^ebedingte Variable aufgezeigt worden. Die Verkehrsgleichungen IRving Fisher's und Gustav Cassel's waren damit ad absurdum geführt.

Die Schritt-für-Schritt Analyse kann nicht zeitlos gedacht werden. Der time-lag zwischen Ursache und Wirkung wird ihr zu einer Mehrheit von Zeitdifferenzen zwischen den einzelnen aufeinanderfolgenden Wirkungen. Aus der Betrachtung ~~dieser~~ time-lags gelangt man zu einer präzisen Theorie von den sozialen Begleiterscheinungen der Veränderungen der Kaufkraft des Geldes.

Um das, was ich oben über meine Einwendungen gegen die Lehre der beiden Altmeister Menger und Böhm gesagt habe, näher zu erläutern und um an einem konkreten Beispiel den Unterschied zwischen der älteren und der jüngeren österreichischen Schule aufzuzeigen, muss ich auf Böhm's Stellungnahme zu meiner Theorie zu sprechen kommen. Menger und Böhm waren stillschweigend von der Annahme der Neutralität des Geldes ausgegangen. Sie hatten die Theorie des direkten Tausches entwickelt und waren der Meinung gewesen, dass man am Gedankenbild eines ohne Geldgebrauch direkt tauschenden Marktes alle Probleme der nationalökonomischen Theorie restlos lösen könne. Nun war diese Auffassung durch meine Lehre von der notwendigen Nicht-Neutralität

des Geldes als unhaltbar erwiesen, Doch Böhm weigerte sich, das einzugestehen. Er erhob keine Einwendung gegen die Schlüssigkeit des Gedankenganges meiner Schritt-für-Schritt Analyse; er bestritt nicht ~~MM~~ ihr Ergebnis, dass nämlich die Kaufkraftveränderungen weder gleichzeitig noch gleichmäßig die Preise der verschiedenen Waren und Dienstleistungen verändern und dass es unrichtig sei zu behaupten, dass das "Niveau" der Preise durch die Veränderungen der Geldmenge *Ceteris paribus* im gleichen Verhältnis verändert werde. Doch er meinte, das wäre eben eine "Friktionserscheinung". Die alte Lehre wäre "im Principe" richtig, sie behalte ihre volle Bedeutung für die auf das "rein wirtschaftliche Handeln" gerichtete Analyse. In der Realität aber gebe es Widerstände und Reibungen, die das Ergebnis von dem theoretisch errechneten abweichen lassen. Ich habe mich vergebens bemüht, Böhm von der Unzulässigkeit der Verwendung dieser der Mechanik entlehnten Metaphern zu überzeugen. Böhm war, wie man aus seiner Gliederung der Aufgaben der Preistheorie in zwei Teile erkennt, ganz in der Mill'schen Auffassung befangen^(*). Ich hätte ihn nur dann überzeugen können, wenn ich damals schon mit mir selbst über die Grundprobleme ins Reine gekommen wäre. Ich stand jedoch selbst noch zu sehr unter dem Einfluss Mill's. Erst viele Jahre später habe ich Böhm's Lehre vom "unmittelbaren Tauschvorteil" widerlegen können^(**). Und ich glaube, dass ich mit diesem Aufsatz, der nur der Kritik von Lehren Menger's und Böhm's gewidmet ist, den beiden Meistern ein Denkmal errichtet habe, das ihrem Sinne entsprach.

(*) Vgl. Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalismus, 3. Aufl. Innsbruck 1909, II, S. 354.

(**) Vgl. "Meine Grundprobleme der Nationalökonomie" Jena 1934 S. 163. ff.

~~Behauptung~~ In dem Abschnitt, der sich mit der Gestaltung der Austauschverhältnisse zwischen verschiedenen Geldarten befasst, habe ich die unwiderlegbare Ricardo'sche Lehre, die von der unhaltbaren "Zahlungsbilanztheorie" zu Unrecht verdrängt worden war, neu zu fassen gesucht. Cassel, der bald darauf die Ricardo'sche Lehre in unzweckmässiger Formulierung vorgetragen hat, brachte für sie die Bezeichnung 'Kaufkraftparitätentheorie' auf. Man hat sie in den zwanziger Jahren die Cassel'sche Theorie genannt, wenn man ihr zustimmte, und die Mises'sche, wenn man sie ablehnte. Ich wiederhole: es ist die Theorie Ricardo's.

Das zweite grosse Problem, das mein Buch behandelte, war das der Umlaufsmittel. Ich habe diesen Begriff neu schaffen müssen, um der herrschenden Unklarheit, die mit dem Gebrauch des Ausdrucks Kredit verbunden war, ein Ende zu machen. Wenn man nicht zwischen Sachkredit und Zirkulationskredit (Machlup ^{sehr geschickt} übersetzt das ~~inenglisch~~ mit transfer credit und created credit) unterscheidet, kann man nie zu brauchbaren Resultaten gelangen. Mit dieser Unterscheidung erst schafft man die Voraussetzungen für eine richtige Kritik der Lehre von der "Elastizität" der bankmässigen Zahlungsmittel und legt den Weg frei für die Zirkulationskredittheorie (monetary theorie) des Konjunkturwechsels. Man hat mir die Ehre angetan diese Lehre die österreichische Konjunkturtheorie zu nennen.

Im letzten Abschnitt meines Buches war ich darauf bedacht, die damals allgemeines Interesse erweckenden währungs- und

bankpolitischen Fragen zu besprechen. Ich schloss mein Buch mit dem Hinweis darauf, dass die herrschenden bankpolitischen Ansichten wohl bald zu katastrophalen Ereignissen führen werden.

Mein Buch wurde, wie nicht anders zu erwarten war, von den Zeitschriften der deutschen Staatswissenschaften in schroffster Weise abgelehnt. Ich habe mich darum wenig gekümmert. Ich wusste, dass meine Auffassungen sich bald durchsetzen werden. Und ich sah mit Grauen die Katastrophe die ich angekündigt hatte, vor der Tür stehen.

Neue Bücher, die von den Kritikern "vernichtet" werden, sind wertvoll und bleibend. Wer nur das zu sagen hat, was Jedermann hören will, sollte lieber schweigen. Die Knapp, Bendixen, Liefmann, Diehl, Adolf Wagner, Bortkiewicz, die man damals als "Geldtheoretiker" in Deutschland feierte, sind heute verschollen.

Der erste Nationalökonom, der meiner Arbeit Anerkennung zollte, war B. M. Anderson in seinem 1917 erschienenen Buche "The Value of Money." Ich habe das Buch erst zwei Jahre später zu Gesicht bekommen. Österreich stand ja im Krieg gegen die Vereinigten Staaten.

J. M. Keynes hat mein Buch im ersten Hefte des "Economic Journal", das nach Kriegsausbruch versendet wurde, besprochen.(*). Mr. Keynes spendete dem Buch einiges Lob: "the book is not to be denied considerable merits,....the book is"enlightened"

(*) Vgl. Economic Journal, vol. XXIV, . p. 417 - 419

in the highest degree possible." Doch im Ganzen war Mr. Keynes schwer enttäuscht.

Mein Buch erschien ihm "not constructive" und "not original"; es ist 'no lift' in the book." Und er fügte bei: "One closes the book, therefore, with a feeling of disappointment, that an author so intelligent, so candid and so widely read should, after all, help one so little to a clear understanding of the fundamentals of his subject." Sechszehn Jahre später hat dann Mr. Keynes eingestanden, dass es um seine Kenntnis der deutschen Sprache schlecht bestellt sei. "In German", sagte er, "I can only clearly understand what I know already! - so that new ideas are apt to be veiled from me by the difficulties of the language. (*)" Es war also nicht meine Schuld, dass Mr. Keynes mein Buch weder originell noch konstruktiv fand und dass er aus ihm nicht zu klarem Verständnis der Probleme gelangen konnte.

VII. DER ERSTE WELTKRIEG.

Ich habe hier weder vom Krieg noch von meinen persönlichen Erlebnissen im Kriege zu sprechen. Ich befasse mich in dieser Schrift nicht mit militärischen Fragen und mit den politischen nur soweit, als es der Zweck der Darstellung unumgänglich erfordert.

Vgl. Keynes, A Treatise on Money, London 1930, Vol. I, p. 199 note 2.

Der Krieg kam als Ergebnis der Ideologie, die seit Jahrhunderten von allen deutschen Kathedern verkündet worden war. Die Professoren der Wirtschaftsfächer hatten bei der geistigen Vorbereitung des Krieges wacker mitgeholfen. Sie mussten nicht erst umlernen, um im "geistigen Leibgarderegiment der Hohenzollern" ihren Mann zu stellen. Schmoller verfasste das berühmte Manifest der 93 (11. Oktober 1914), ein anderer Ordinarius, Schumacher, der dann nach Berlin als Nachfolger Schmoller's berufen wurde, redigierte das Annexionsprogramm der sechs Spitzenverbände. Sombart schrieb "Händler und Helden." Franz Oppenheimer konnte sich in Anpöbelung der "Unkultur" der Franzosen und Engländer nicht genug tun. Man trieb nicht mehr Volkswirtschaftslehre, sondern Kriegswirtschaftslehre.

Auch im Lager der Feinde ging es nicht besser zu. Doch dort gab es viele, die es vorzogen zu schweigen; Edwin Cannan sah es als Pflicht der Nationalökonomen an, zu protestieren.

Ich habe in den ersten fünfzehn Monaten des Krieges kaum die Zeitung lesen können. Später wurde es etwas besser, und am Ende des Jahres 1917 stand ich nicht mehr im Felde, sondern arbeitete in Wien in der Kriegswirtschaftsabteilung des Kriegsministeriums. Ich habe in diesen Jahren nur zwei kleine Aufsätze verfasst. Der eine, über die Klassifikation der Geldtheorien, ging später in die zweite Auflage der Geldtheorie über. Der andere: "Vom Ziel der Handelspolitik" wurde von mir bei der Abfassung des im Jahre 1919 veröffentlichten Buches "Nation, Staat und Wirtschaft" verwendet.

Der Krieg kam als Ergebnis der Ideologie, die seit Jahrhunderten von allen deutschen Kathedern verkündet worden war. Die Professoren der Wirtschaftsfächer hatten bei der geistigen Vorbereitung des Krieges wacker mitgeholfen. Sie mussten nicht erst umlernen, um im "geistigen Leibgarderegiment der Hohenzollern" ihren Mann zu stellen. Schmoller verfasste das berühmte Manifest der 93 (11. Oktober 1914), ein anderer Ordinarius, Schumacher, der dann nach Berlin als Nachfolger Schmoller's berufen wurde, redigierte das Annexionsprogramm der sechs Spitzenverbände. Sombart schrieb "Händler und Helden." Franz Oppenheimer konnte sich in Anpöbelung der "Unkultur" der Franzosen und Engländer nicht genug tun. Man trieb nicht mehr Volkswirtschaftslehre, sondern Kriegswirtschaftslehre.

Auch im Lager der Feinde ging es nicht besser zu. Doch dort gab es viele, die es vorzogen zu schweigen; Edwin C. nnan sah es als Pflicht der Nationalökonomen an, zu protestieren.

Ich habe in den ersten fünfzehn Monaten des Krieges kaum die Zeitung lesen können. Später wurde es etwas besser, und am Ende des Jahres 1917 stand ich nicht mehr im Felde, sondern arbeitete in Wien in der Kriegswirtschaftsabteilung des Kriegsministeriums. Ich habe in diesen Jahren nur zwei kleine Aufsätze verfasst. Der eine, über die Klassifikation der Geldtheorien, ging später in die zweite Auflage der Geldtheorie über. Der andere: "Vom Ziel der Handelspolitik" wurde von mir bei der Abfassung des im Jahre 1919 veröffentlichten Buches "Nation, Staat und Wirtschaft" verwendet.

Es war ein wissenschaftliches Buch, doch seine Absicht war politisch. Es war ein Versuch, die deutsche und österreichische öffentliche Meinung der nationalsozialistischen Idee - - sie trug damals noch keinen besonderen Namen - - abspenstig zu machen und ihr zu empfehlen, den Wiederaufbau durch demokratisch-liberale Politik anzustreben. Man hat meine Arbeit nicht beachtet, das Buch wurde kaum gelesen. Doch ich weiss, dass man es später lesen wird. Die wenigen Freunde, die es heute lesen, zweifeln nicht daran.

Gegen Ende des Krieges habe ich in einer nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Zeitschrift, die der Verband österreichischer Banken und Bankiers für seine Mitglieder herausgab, einen kurzen AUFSATZ ÜBER DIE QUANTITÄTSTHEORIE erscheinen lassen. Die Behandlung des Inflationsproblems wurde von der Zensur nicht geduldet. Mein zahmer, akademischer Aufsatz wurde von ihr beanstandet; ich musste ihn nochmals umarbeiten, ehe er erscheinen durfte. Im nächsten Hefte gab es auch sofort Erwiderungen, eine davon, so weit ich mich entsinnen kann, von jenem Bankdirektor Rosenbaum, der den Federn'schen Volkswirt finanzierte.

Im Sommer 1918 habe ich in einem vom ARmeeoberkommando eingerichteten Kurs für Offiziere, die der Truppe vaterländischen Unterricht erteilen sollten, einen Vortrag über "Kriegskosten-deckung und Kriegsanleihen" gehalten. Auch da versuchte ich, den inflationistischen Tendenzen entgegenzutreten. Der Vortrag wurde nach stenografischer Mitschrift gedruckt, ohne dass mir die Gelegenheit geboten war, die Korrekturbogen zu lesen.

Die Erfahrungen der Kriegszeit haben meine Aufmerksamkeit

auf ein Problem gelenkt, das mir von Tag zu Tag immer wichtiger erscheint, ja, das ich als das Haupt-und Grundproblem unserer Kultur bezeichnen will.

Die grossen Fragen der Wirtschafts-und Sozialpolitik können nur von denen begriffen werden, die die nationalökonomische Theorie voll beherrschen. Ob Kapitalismus, ob Sozialismus, ob Interventionismus das geeignete System gesellschaftlicher Kooperation darstellt, kann man nur entscheiden, wenn man die schwierigsten Aufgaben der Nationalökonomie zu meistern weiss. Doch die politische Entscheidung wird nicht von den Nationalökonomern getroffen, sondern von der öffentlichen Meinung, d. h. von der Gesamtheit des Volkes; die Mehrheit bestimmt, was geschehen soll. Das gilt von jedem System der Regierung. Auch der absolute König und der Diktator können nur so regieren, wie die öffentliche Meinung es verlangt.

Es gibt Schulen, die diese Probleme einfach nicht sehen wollen. Der orthodoxe Marxismus glaubt, dass der dialektische Prozess der geschichtlichen Entwicklung die Menschheit unbewusst den notwendigen Weg, d. h. den Weg, der zu ihrem Heil führt, einschlagen lässt. Eine andere Spielart des Marxismus meint, dass die Klasse nie irren kann. Der Rassenmystizismus behauptet dasselbe von der Rasse; Die Eigenart der Rasse weiss die richtige Lösung zu finden. Die religiöse Mystik - - auch dort, wo sie in weltlichem Gewande erscheint, z. B. im Führerprinzip - - vertraut auf Gott; Gott werde seine Kinder nicht verlassen und

durch Offenbarung oder durch die Entsendung von begnadeten Hirten^(sie) vor dem Unheil bewahren. Doch alle diese Auswege verspeert uns die Erfahrung, die zeigt, dass verschiedene Lehren vorge-
tragen werden, dass auch innerhalb der einzelnen Klassen, Ras-
sen und Völker Meinungsverschiedenheiten bestehen, dass ver-
schiedene Männer sich mit verschiedenen Programmen um das Füh-
reramt bewerben und dass verschiedene Kirchen mit dem Anspruch
auftreten, Gotteswort zu verkünden. Man müsste blind sein, woll-
te man behaupten, dass die Frage, ob Kreditausweitung wirklich
den Zinsfuss dauernd ermässigen kann, durch die Berufung auf die
Dialektik der Geschichte, auf das unbeirrbar^{das}e Klassenbewusstsein,
auf die rassische oder völkische Eigenart, auf Gotteswort oder
auf das Gebot eines Führers eindeutig beantwortet werden kann.

Die Liberalen des 18. Jahrhunderts waren von einem gren-
zenlosen Optimismus erfüllt. Die Menschen sind vernünftig und
darum muss schliesslich die richtige Meinung zum Siege gelangen.
Das Licht wird die Finsternis verdrängen; die Bestrebungen der
Finsterlinge, das Volk in Unwissenheit zu erhalten, um es leichter
beherrschen zu können, werden den Fortschritt nicht aufhalten
können. So schreitet die Menschheit, von der Vernunft aufgeklärt,
einer immer höheren Vervollkommnung entgegen. Die Demokratie mit
ihrer Gedanken-Rede-und Pressfreiheit bietet Gewähr für den Er-
folg der richtigen Doktrin. Lasst die Massen entscheiden, sie
werden schon die zweckmässigste Wahl treffen.

Wir können diesen Optimismus nicht mehr teilen. Der Gegen-
satz der wirtschaftspolitischen Doktrinen stellt an die Urteils-

kraft weit schwierigere Anforderungen als die Probleme, die die Aufklärung im Auge hatte: Aberglaube und Naturwissenschaft, Tyrannei und Freiheit, Privileg und Gleichheit vor dem Gesetze.

Die Massen müssen entscheiden. Gewiss, die Nationalökonom^{en} haben die Pflicht, ihre Mitbürger aufzuklären. Doch was soll geschehen, wenn die Nationalökonom^{en} dieser dialektischen Aufgabe nicht gewachsen sind und von den Demagogen bei den Massen ausgestochen werden? Oder wenn die Massen zu wenig intelligent sind, um die Lehren der Nationalökonom^{en} zu erfassen? Muss man nicht den Versuch, die Massen auf den richtigen Weg zu führen, als aussichtslos ansehen, wenn man die Erfahrung machen konnte, dass Männer wie J. M. Keynes, Bertrand Russell, Harold Laski und Albert Einstein nationalökonomische Probleme nicht zu begreifen vermochten?

Man erkennt das, um was es hier geht, wenn man von einem neuen Wahlsystem oder von der Ausgestaltung der Volksbildung Hilfe erwartet. Mit den Vorschlägen zur Abänderung der Wahlordnung will man einem Teil des Volkes die Berechtigung, bei der Wahl der Gesetzgeber und der Regierung mitzuwirken, einschränken oder ganz entziehen. Doch das wäre keine Lösung. Wenn die von einer Minderheit bestellte Regierung die Massen gegen sich hat, wird sie sich auf die Dauer nicht zu behaupten vermögen. Sie wird, wenn sie sich weigert, der öffentlichen Meinung zu weichen, durch eine Revolution gestürzt werden. Der Vorzug der Demokratie liegt gerade darin, dass sie die Anpassung des Regierungssystems

und des Regierungspersonals an den Willen der öffentlichen Meinung in friedlicher Weise ermöglicht und damit den ungestört ruhigen Fortgang der gesellschaftlichen Kooperation im Staate gewährleistet. Es handelt sich hier nicht um ein Problem der Demokratie, sondern um weit mehr: um ein Problem, das unter allen Umständen und unter jeder denkbaren Verfassungsform auftritt.

Man hat gesagt, dass das Problem in der Volksbildung und Volksaufklärung liege. Doch man gibt sich argen Täuschungen hin, wenn man glaubt, dass man durch mehr Schulen und Vorträge und durch Verbreitung von Büchern und Zeitschriften der richtigen Meinung zum Siege verhelfen kann. Man kann auf diesem Wege auch Irrlehren Anhänger werben. Das Übel besteht gerade darin, dass die Massen geistig nicht befähigt sind, die Mittel zu wählen, die zu den von ihnen angestrebten Zielen führen. Dass man dem Volke fertige Urteile durch Suggestion aufdrängen kann, beweist, dass das Volk keines selbstständigen Urteils fähig ist. Das ist gerade das, was die grosse Gefahr birgt.

So war auch ich zu jenem hoffnungslosen Pessimismus gelangt, der schon seit langem die besten Männer Europas erfüllte. Wir wissen heute von den Briefen Jakob Burckhardts, dass auch dieser grosse Geschichtsschreiber sich keinen Illusionen über die Zukunft der europäischen Kultur hingab. Dieser Pessimismus hatte Carl Menger gebrochen und er beschattete das Leben Max Weber's, der mir in den letzten Monaten des Krieges, als er ein Semester an der Wiener Universität lehrte, ein guter Freund geworden war.

Es ist Temperamentssache, wie man in Erkenntnis einer unab-

wendbaren Katastrophe lebt. Im Gymnasium hatte ich, dem alten Humanisten Brauche folgend, einen Vers Virgils zu meiner Devise erwählt: "Tu ne cede malis sed contra audentior ito." Diesen Spruch habe ich mir in den bösesten Stunden des Krieges in Erinnerung gerufen. Immer wieder hatte es da Situationen gegeben, aus denen vernünftige Überlegung keinen Ausweg mehr zu finden wusste; doch ein Unerwartetes trat dazwischen, das die Rettung brachte. Ich wollte auch jetzt den Mut nicht sinken lassen. Ich wollte alles das versuchen, was der Nationalökonom versuchen kann. Ich wollte nicht müde werden zu sagen, was ich für richtig hielt. So beschloss ich, ein Buch über den Sozialismus zu schreiben. Ich hatte schon vor dem Kriege diesen Plan erwogen; nun wollte ich ihn ausführen.

VIII. IN DER HANDELSKAMMER.

Bevor ich mit der Beschreibung meiner wissenschaftlichen Entwicklung fortfahre, muss ich auf meine praktische Betätigung zu sprechen kommen. Von 1909 bis 1938 gehörte ich dem Kammeramte der "Niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer" an. (Der Name dieser Institution wurde 1920 in "Wiener Kammer für Handel ~~Xxxx~~, Gewerbe und Industrie" geändert)

Die Handelskammern waren in Österreich parlamentarische Körperschaften, die aus Wahlen aller Unternehmer hervorgingen und durch Zuschläge zu den staatlichen Gewerbesteuern, die von den Steuerbehörden eingehoben und an die Kammern abgeführt wurden, ihre Ausgaben bestritten. Sie waren im REvolutionensjahre 1848

geschaffen worden, um das Parlament und die Regierung in wirtschaftlichen Fragen zu beraten und einige Verwaltungsaufgaben zu erfüllen. Bis gegen das Ende der siebziger Jahre waren sie ziemlich bedeutungslos. In den 80iger und in den neunziger Jahren führten sie einen - - vergeblichen - - Kampf gegen die von zünftlerischem Geist eingegebenen Reformen, die die christlich-soziale Partei forderte und durchsetzte. In dieser Zeit lag das Schwergewicht der Kammertätigkeit in den Vollversammlungen und in den Ausschüssen der Kammer. Das Sekretariat der Kammer hatte nur Handlangerdienste zu verrichten.

Mit dem Durchbruch des Interventionismus trat darin ein radikaler Wandel ein. Die Minister und die Beamten der Ministerien und die Parlamentarier waren durchaus wirtschaftsfremd; sie hatten meist keine Ahnung von der Tragweite der Massnahmen, die sie verfügten und waren nicht einmal imstande, den Gesetzen, Erlassen und Verordnungen eine Formulierung zu geben, die den Behörden, die sie ausführen sollten, deutlich machen konnte, was sie zu tun hatten. Die Notwendigkeit sachgemässer Beratung und ständiger Mitarbeit durch Personen, die die Verhältnisse kannten oder in der Lage waren, sich darüber zu unterrichten, war unabweisbar. Die Missgriffe, die sich täglich neu ergaben und die bösen Folgen dieser Missgriffe wurden von der Presse, vom Parlamente und vom Kaiser den Ministern zur Last gelegt, die ihrerseits wieder die Ministerialbeamten verantwortlich machten. Um dieser Verantwortung zu entgehen, war man gern bereit, sich mit sachkundigen Männern zu beraten.

Die Sekretäre der Wiener Kammer Rudolf Maresch und Richard Riedl wussten diese Gunst der Verhältnisse zu einer Erweiterung des Einflusses des Kammersekretariats zu nützen. An der Spitze der Kammer stand damals als Präsident ein weitblickender Mann, Baron Mauthner, der im Abgeordnetenhaus als Obmann der nach ihm benannten Mauthner-Gruppe eine hervorragende Rolle spielte. (Die Kammern entsendeten - - bis 1907 - - ins Abgeordnetenhaus und - - bis 1918 - - in die Landtage besondere Abgeordnete.) Mauthner stimmte der Erweiterung des Kammersekretariats zu. Mehrere junge Volkswirte wurden zu Beamten des Sekretariats bestellt. Der hervorragendste von ihnen war mein Freund Victor Graetz, ein Mann von ungewöhnlichen Gaben und festem Charakter; er litt, leider, gerade wegen seines klaren Blicks ganz besonders unter jenem Pessimismus, dem alle einsichtigen Männer in dieser Zeit verfallen mussten. Der Erfolg des neuen Kurses in der Kammer war ungeheuer; in kurzer Zeit wurde das Sekretariat der Wiener Kammer zu einem wichtigen Faktor der Wirtschaftspolitik. Seine Bedeutung wuchs noch mehr, als unter dem Namen "Handelspolitische Zentralstelle" eine Organisation geschaffen wurde, an der alle österreichischen Kammern mitwirkten. Viele Provinzkammern waren freilich ganz bedeutungslos, da ihre Sekretäre Nullen waren. Doch die Kammern von Prag, Brünn, Reichenberg, Krakau und Triest hatten in ihrem Sekretariat Männer, deren Mitwirkung ausserordentlich wertvoll war.

Im Jahre 1909 war die Fortführung der Geschäfte in der Wiener Kammer in Frage gestellt. Maresch war schon vor mehreren Jah-

ren in den Ruhestand getreten, Riedl wurde 1909 ^{zum} Vorstand der handelspolitischen Sektion im Handelsministerium bestellt. Mehrere der jüngeren Funktionäre hatten den Kammerdienst verlassen, um in der Industrie zu arbeiten. Auch Graetz war ausgeschieden, um die Leitung eines grossen Unternehmens zu übernehmen. Graetz empfahl mich als seinen Nachfolger.

Die Kammer bot mir das einzige Feld, auf dem ich mich in Österreich betätigen konnte. Die Professur an einer Universität war mir verschlossen; man suchte an den Universitäten Interventionisten und Sozialisten; wer nicht einer der drei politischen Parteien (Christlich- Soziale, Deutsch Nationale, Sozial-Demokraten) angehörte, durfte nicht auf eine Ernennung hoffen. Eine Stellung im Staatsdienste habe ich nicht angestrebt. Nach dem Kriege war mein Ansehen als Geld-und Bankfachmann so gross, dass manche der Grossbanken mir einen Platz in ihrem Vorstande einräumen wollten. Vor 1921 lehnte ich immer ab, weil man mir nicht die Zusicherung geben wollte, dass meine Ratschläge befolgt werden würden. Später hielt ich alle Banken für insolvent und rettungslos verloren; die Ereignisse haben mir recht gegeben.

Ich habe mir meine Stellung selbst geschaffen.. Ich war offiziell nie mehr als ein Beamter des Kammersekretariats, das seit 1920 die Bezeichnung Kammeramt führte. Nominell hatte ich immer einen Vorgesetzten, dem ich unterstellt war, und Kollegen. Ich habe auch nie den Wunsch gehabt, die Leitung des Kammeramtes zu übernehmen und einen Teil meiner Arbeitskraft Geschäften büro-

kratischer Routine zu widmen. Ich hatte eine unvergleichlich ^{oder als} grössere Stellung als irgend ein Kammerfunktionär irgend ein Österreicher, der nicht an der Spitze einer der grossen politischen Parteien stand. Ich war der Nationalökonom des Landes.

Das will nicht sagen, dass das ausgeführt wurde, was ich empfohlen habe oder dass das unterblieb, wovon ich abgeraten hatte. Ich habe, nur von wenigen Freunden unterstützt, einen hoffnungslosen Kampf geführt. Was ich erreicht habe, war nur, die Katastrophe hinauszuschieben. Dass es im Winter 1918/1919 nicht zum Bolschewismus gekommen ist und dass der Zusammenbruch der Industrie und der Banken nicht schon 1921, sondern erst 1931 eingetreten ist, war zu einem guten Teil der Erfolg meiner Bemühungen. Mehr konnte man nicht erreichen. Mehr konnte ich jedenfalls nicht erreichen.

Auch in der Handelskammer geschah gewiss nicht nur das, was mir richtig schien. Ich habe mich um den rein bürokratischen Geschäftsgang der Kammer nicht gekümmert. Meine ganze Kraft war auf die entscheidenden wirtschaftspolitischen Fragen konzentriert.

Man hat mir manchmal vorgeworfen, dass ich zu schroff und intransigent meinen Standpunkt vertreten hatte und man hat behauptet, ich hätte mehr durchsetzen können, wenn ich grössere Bereitschaft zu Kompromissen gezeigt hätte. Der Generalsekretär des Hauptverbandes der Österreichischen Industrie, Gustav Weiss von Wellenstein, hat mir als alter Freund oft Vorhaltungen darüber gemacht. Die Kritik war unberechtigt. Ich konnte nur

dadurch wirken, dass ich die Dinge so darstellte, wie sie mir erschienen. Wenn ich heute auf meine ^hammertätigkeit zurückblicke, bedauere ich eher meine zu grosse Bereitschaft zu Kompromissen als meine Intransigenz. Ich war immer bereit in Nebendingen nachzugeben, wenn Wichtigeres dadurch gerettet werden konnte. Ich habe mitunter das *sacrificium intellectus* gebracht in Berichten, die ich mit meinem Namen gezeichnet habe, Ausführungen aufzunehmen, die meinen Anschauungen nicht entsprachen. Das war die einzige Möglichkeit um die Annahme des Berichtes durch die Vollversammlung der Kammer oder ^h Gutheissung durch die Öffentlichkeit zu erreichen. Wenn jemand einmal die im Druck veröffentlichten Verhandlungs- und Geschäftsberichte der Kammer oder gar die Archive der Kammer studieren sollte, wird er die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigt finden. Die Berichte, Gutachten und Anträge, die meinen Namen als Berichterstatter nennen, habe ich nie als meine Arbeiten angesehen, sondern als Ausdruck der Meinung einer Körperschaft, für die ich nur als Referent fungierte. Ich habe immer einen scharfen Trennungsstrich zwischen meiner wissenschaftlichen und meiner politischen Tätigkeit gezogen. In der Wissenschaft sind Kompromisse Verrat an der Wahrheit. In der Politik sind Kompromisse unentbehrlich, weil ein Ergebnis oft nur durch Versöhnung widerstreitender Auffassungen erreicht werden kann. Wissenschaft ist Leistung des Einzelnen und nie einer Kooperation mehrerer. Politik ist immer Kooperation von Menschen und muss daher oft Kompromiss sein.

59 Ich war im Österreich der Nachkriegszeit das nationalöko-

nomische Gewissen. Nur wenige halfen mir, und alle politischen Parteien misstrauten mir. Dennoch haben alle Minister und alle Parteiführer mich zu Rate gezogen und meine Meinung hören wollen. Ich habe ihnen nie meine Meinung aufzudrängen versucht. Ich habe nie einen Staatsmann oder Politiker aufgesucht. Ich bin niemals in der lobby des Parlaments oder in einem Ministerium erschienen, wenn man mich nicht formell eingeladen hatte. Die Minister und die Parteiführer sind weit öfter in meinem Büro in der Kammer gewesen als ich in ihren Büros.

Mit meinen Kollegen in der Kammer habe ich gerne zusammengearbeitet. Manche von ihnen waren Männer von hoher Begabung und grossen Kenntnissen, die meine Bemühungen nach Kräften förderten.

Die Tätigkeit in der Kammer hat meinen Gesichtskreis ausserordentlich erweitert. Ich habe sehr viel gesehen. Dass ich heute das Material für eine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Unterganges der österreichischen Kultur zur Hand habe, ist zum grössten Teil das Ergebnis der Studien, die ich für die Erieditung meiner Kammerarbeit gemacht habe. Besonders viel habe ich bei den Reisen gelernt, die mich in den Jahren 1912 bis 1914 in alle Teile des alten österreichischen Staates führten. Ich sollte auf diesen Fahrten durch Besuch der Industriezentren die Lage der Industrie im Hinblick auf die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses mit Ungarn, die Erstellung eines neuen autonomen Zollltarifs und den Abschluss neuer Handelsverträge kennen lernen.

wendbaren Katastrophe lebt. Im Gymnasium hatte ich, dem alten Humanisten Brauche folgend, einen Vers Virgils zu meiner Devise erwählt: "Tu ne cede malis sed contra audentior ito." Diesen Spruch habe ich mir in den bösesten Stunden des Krieges in Erinnerung gerufen. Immer wieder hatte es da Situationen gegeben, aus denen vernünftige Überlegung keinen Ausweg mehr zu finden wusste; doch ein Unerwartetes trat dazwischen, das die Rettung brachte. Ich wollte auch jetzt den Mut nicht sinken lassen. Ich wollte alles das versuchen, was der Nationalökonom versuchen kann. Ich wollte nicht müde werden zu sagen, was ich für richtig hielt. So beschloss ich, ein Buch über den Sozialismus zu schreiben. Ich hatte schon vor dem Kriege diesen Plan erwogen; nun wollte ich ihn ausführen.

VIII. IN DER HANDELSKAMMER.

Bevor ich mit der Beschreibung meiner wissenschaftlichen Entwicklung fortfahre, muss ich auf meine praktische Betätigung zu sprechen kommen. Von 1909 bis 1938 gehörte ich dem Kammeramte der "Niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer" an. (Der Name dieser Institution wurde 1920 in "Wiener Kammer für Handel ~~XXXX~~, Gewerbe und Industrie" geändert)

Die Handelskammern waren in Österreich parlamentarische Körperschaften, die aus Wahlen aller Unternehmer hervorgingen und durch Zuschläge zu den staatlichen Gewerbesteuern, die von den Steuerbehörden eingehoben und an die Kammern abgeführt wurden, ihre Ausgaben bestritten. Sie waren im Revolutionsjahre 1848

geschaffen worden, um das Parlament und die Regierung in wirtschaftlichen Fragen zu beraten und einige Verwaltungsaufgaben zu erfüllen. Bis gegen das Ende der siebziger Jahre waren sie ziemlich bedeutungslos. In den 80iger und in den neunziger Jahren führten sie einen - - vergeblichen - - Kampf gegen die von zünftlerischem Geist eingegebenen Reformen, die die christlich-soziale Partei forderte und durchsetzte. In dieser Zeit lag das Schwergewicht der Kammertätigkeit in den Vollversammlungen und in den Ausschüssen der Kammer. Das Sekretariat der Kammer hatte nur Handlangerdienste zu verrichten.

Mit dem Durchbruch des Interventionismus trat darin ein radikaler Wandel ein. Die Minister und die Beamten der Ministerien und die Parlamentarier waren durchaus wirtschaftsfremd; sie hatten meist keine Ahnung von der Tragweite der Massnahmen, die sie verfügten und waren nicht einmal imstande, den Gesetzen, Erlassen und Verordnungen eine Formulierung zu geben, die den Behörden, die sie ausführen sollten, deutlich machen konnte, was sie zu tun hatten. Die Notwendigkeit sachgemässer Beratung und ständiger Mitarbeit durch Personen, die die Verhältnisse kannten oder in der Lage waren, sich darüber zu unterrichten, war unabweisbar. Die Missgriffe, die sich täglich neu ergaben und die bösen Folgen dieser Missgriffe wurden von der Presse, vom Parlamente und vom Kaiser den Ministern zur Last gelegt, die ihrerseits wieder die Ministerialbeamten verantwortlich machten. Um dieser Verantwortung zu entgehen, war man gern bereit, sich mit sachkundigen Männern zu beraten.

Die Sekretäre der Wiener Kammer Rudolf Maresch und Richard Riedl wussten diese Gunst der Verhältnisse zu einer Erweiterung des Einflusses des Kammersekretariats zu nutzen. An der Spitze der Kammer stand damals als Präsident ein weitblickender Mann, Baron Mauthner, der im Abgeordnetenhaus als Obmann der nach ihm benannten Mauthner-Gruppe eine hervorragende Rolle spielte. (Die Kammern entsendeten - - bis 1907 - - ins Abgeordnetenhaus und - - bis 1918 - - in die Landtage besondere Abgeordnete.) Mauthner stimmte der Erweiterung des Kammersekretariats zu. Mehrere junge Volkswirte wurden zu Beamten des Sekretariats bestellt. Der hervorragendste von ihnen war mein Freund Victor Graetz, ein Mann von ungewöhnlichen Gaben und festem Charakter; er litt, leider, gerade wegen seines klaren Blicks ganz besonders unter jenem Pessimismus, dem alle einsichtigen Männer in dieser Zeit verfallen mussten. Der Erfolg des neuen Kurses in der Kammer war ungeheuer; in kurzer Zeit wurde das Sekretariat der Wiener Kammer zu einem wichtigen Faktor der Wirtschaftspolitik. Seine Bedeutung wuchs noch mehr, als unter dem Namen "Handelspolitische Zentralstelle" eine Organisation geschaffen wurde, an der alle österreichischen Kammern mitwirkten. Viele Provinzkammern waren freilich ganz bedeutungslos, da ihre Sekretäre Nullen waren. Doch die Kammern von Prag, Brünn, Reichenberg, Krakau und Triest hatten in ihrem Sekretariat Männer, deren Mitwirkung ausserordentlich wertvoll war.

Im Jahre 1909 war die Fortführung der Geschäfte in der Wiener Kammer in Frage gestellt. Maresch war schon vor mehreren Jah-

ren in den Ruhestand getreten, Riedl wurde 1909 ^{zum} Vorstand der handelspolitischen Sektion im Handelsministerium bestellt. Mehrere der jüngeren Funktionäre hatten den Kammerdienst verlassen, um in der Industrie zu arbeiten. Auch Graetz war ausgeschieden, um die Leitung eines grossen Unternehmens zu übernehmen. Graetz empfahl mich als seinen Nachfolger.

Die Kammer bot mir das einzige Feld, auf dem ich mich in Österreich betätigen konnte. Die Professur an einer Universität war mir verschlossen; man suchte an den Universitäten Interventionisten und Sozialisten; wer nicht einer der drei politischen Parteien (Christlich- Soziale, Deutsch Nationale, Sozial-Demokraten) angehörte, durfte nicht auf eine Ernennung hoffen. Eine Stellung im Staatsdienste habe ich nicht angestrebt. Nach dem Kriege war mein Ansehen als Geld-und Bankfachmann so gross, dass manche der Grossbanken mir einen Platz in ihrem Vorstande einräumen wollten. Vor 1921 lehnte ich immer ab, weil man mir nicht die Zusicherung geben wollte, dass meine Ratschläge befolgt werden würden. Später hielt ich alle Banken für insolvent und rettungslos verloren; die Ereignisse haben mir recht gegeben.

Ich habe mir meine Stellung selbst geschaffen.. Ich war offiziell nie mehr als ein Beamter des Kammersekretariats, das seit 1920 die Bezeichnung Kammeramt führte. Nominell hatte ich immer einen Vorgesetzten, dem ich unterstellt war, und Kollegen. Ich habe auch nie den Wunsch gehabt, die Leitung des Kammeramtes zu übernehmen und einen Teil meiner Arbeitskraft Geschäften büro-

kratischer Routine zu widmen. Ich hatte eine unvergleichlich ^{oder als} grössere Stellung als irgend ein Kammerfunktionär irgend ein Österreicher, der nicht an der Spitze einer der grossen politischen Parteien stand. Ich war der Nationalökonom des Landes.

Das will nicht sagen, dass das ausgeführt wurde, was ich empfohlen habe oder dass das unterblieb, wovon ich abgeraten hatte. Ich habe, nur von wenigen Freunden unterstützt, einen hoffnungslosen Kampf geführt. Was ich erreicht habe, war nur, die Katastrophe hinauszuschieben. Dass es im Winter 1918/1919 nicht zum Bolschewismus gekommen ist und dass der Zusammenbruch der Industrie und der Banken nicht schon 1921, sondern erst 1931 eingetreten ist, war zu einem guten Teil der Erfolg meiner Bemühungen. Mehr konnte man nicht erreichen. Mehr konnte ich jedenfalls nicht erreichen.

Auch in der Handelskammer geschah gewiss nicht nur das, was mir richtig schien. Ich habe mich um den rein bürokratischen Geschäftsgang der Kammer nicht gekümmert. Meine ganze Kraft war auf die entscheidenden wirtschaftspolitischen Fragen konzentriert.

Man hat mir manchmal vorgeworfen, dass ich zu schroff und intransigent meinen Standpunkt vertreten hatte und man hat behauptet, ich hätte mehr durchsetzen können, wenn ich grössere Bereitschaft zu Kompromissen gezeigt hätte. Der Generalsekretär des Hauptverbandes der Österreichischen Industrie, Gustav Weiss von Wellenstein, hat mir als alter Freund oft Vorhaltungen darüber gemacht. Die Kritik war unberechtigt. Ich konnte nur

dadurch wirken, dass ich die Dinge so darstellte, wie sie mir erschienen. Wenn ich heute auf meine Kammerstätigkeit zurückblicke, bedauere ich eher meine zu grosse Bereitschaft zu Kompromissen als meine Intransigenz. Ich war immer bereit in Nebendingen nachzugeben, wenn Wichtigeres dadurch gerettet werden konnte. Ich habe mitunter das sacrificium intellectus gebracht in Berichten, die ich mit meinem Namen gezeichnet habe, Ausführungen aufzunehmen, die meinen Anschauungen nicht entsprachen. Das war die einzige Möglichkeit um die Annahme des Berichtes durch die Vollversammlung der Kammer oder die Guttheissung durch die Öffentlichkeit zu erreichen. Wenn jemand einmal die im Druck veröffentlichten Verhandlungs- und Geschäftsberichte der Kammer oder gar die Archive der Kammer studieren sollte, wird er die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigt finden. Die Berichte, Gutachten und Anträge, die meinen Namen als Berichterstatter nennen, habe ich nie als meine Arbeiten angesehen, sondern als Ausdruck der Meinung einer Körperschaft, für die ich nur als Referent fungierte. Ich habe immer einen scharfen Trennungsstrich zwischen meiner wissenschaftlichen und meiner politischen Tätigkeit gezogen. In der Wissenschaft sind Kompromisse Verrat an der Wahrheit. In der Politik sind Kompromisse unentbehrlich, weil ein Ergebnis oft nur durch Versöhnung widerstreitender Auffassungen erreicht werden kann. Wissenschaft ist Leistung des Einzelnen und nie einer Kooperation mehrerer. Politik ist immer Kooperation von Menschen und muss daher oft Kompromiss sein.

59 Ich war im Österreich der Nachkriegszeit das nationalöko-

nomische Gewissen. Nur wenige halfen mir, und alle politischen Parteien misstrauten mir. Dennoch haben alle Minister und alle Parteiführer mich zu Rate gezogen und meine Meinung hören wollen. Ich habe ihnen nie meine Meinung aufzudrängen versucht. Ich habe nie einen Staatsmann oder Politiker aufgesucht. Ich bin niemals in der lobby des Parlaments oder in einem Ministerium erschienen, wenn man mich nicht formell eingeladen hatte. Die Minister und die Parteiführer sind weit öfter in meinem Büro in der Kammer gewesen als ich in ihren Büros.

Mit meinen Kollegen in der Kammer habe ich gerne zusammengearbeitet. Manche von ihnen waren Männer von hoher Begabung und grossen Kenntnissen, die meine Bemühungen nach Kräften förderten.

Die Tätigkeit in der Kammer hat meinen Gesichtskreis ausserordentlich erweitert. Ich habe sehr viel gesehen. Dass ich heute das Material für eine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Unterganges der österreichischen Kultur zur Hand habe, ist zum grössten Teil das Ergebnis der Studien, die ich für die Erieditung meiner Kammerarbeit gemacht habe. Besonders viel habe ich bei den Reisen gelernt, die mich in den Jahren 1912 bis 1914 in alle Teile des alten österreichischen Staates führten. Ich sollte auf diesen Fahrten durch Besuch der Industriezentren die Lage der Industrie im Hinblick auf die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses mit Ungarn, die Erstellung eines neuen autonomen Zollltarifs und den Abschluss neuer Handelsverträge kennen lernen.

Das Hauptgebiet meiner Betätigung in der Kammer waren nicht die handelspolitischen Probleme, sondern die der Finanz, Währungs-Kredit-und Steuerpolitik. Daneben musste ich immer wieder besondere Aufgaben übernehmen. So war ich in der Zeit vom Abschlusse des Waffenstillstandes bis zur Unterzeichnung des Friedens von Saint Germain Referent für die finanziellen Fragen im Aussenamte. Später, als die Bestimmungen des Friedensvertrages durchgeführt wurden, war ich Leiter des mit der Abwicklung der Vorkriegsschulden befassten Abrechnungsamtes. In dieser Funktion habe ich eine Unzahl von Verhandlungen mit den Vertretern der ehemaligen Gegner führen müssen. Ich war österreichischer Delegierter bei der Internationalen Handelskammer und Mitglied vieler internationaler Kommissionen und Ausschüsse, deren unlösbare Aufgabe war, in einer von Völkerhass und Vorbereitung zum Völkermord erfüllten Welt für friedlichen Austausch von Gütern und Diensten zu sorgen.

Ich habe 1926 das Österreichische Institut für Konjunkturforschung gegründet. Ich habe - - mit Dollfuss und dem Sekretar der Arbeiterkammer Palla - - dem dreigliedrigen Redaktionskomitee der Wirtschaftskommission angehört, das im Jahre 1930 unter Mitwirkung des Professor Richard Schüller einen "Bericht über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Österreichs" veröffentlichte.

Es ist für den Zweck dieser Ausführungen nicht notwendig, noch mehr über die vielseitige Tätigkeit zu sagen, die in der

Kammer meine Zeit in Anspruch genommen hat. Es war ~~sehr~~ harte Arbeit, und viel unnützer Kleinkram hat mich oft schwer belastet. Doch das ist uninteressant. Ich will nur von den politischen Zielen sprechen, die meiner Arbeit die Richtung gewiesen haben.

Meine politische Betätigung in den Jahren 1918 - 1934 zerfiel in vier Abschnitte.

In der ersten Periode, die vom Zusammenbruch der Monarchie im Herbst 1918 bis zum Herbst 1919 währte, war die wichtigste Aufgabe die ich mir gesetzt hatte, die Verhinderung des Bolschewismus. Ich habe schon erzählt, wie mir das durch Einwirkung auf Otto Bauer gelang. Dass es damals in Wien nicht zum Bolschewismus gekommen ist, war einzig und allein mein Erfolg. Nur wenige Leute hatten mich im Kampfe unterstützt und deren Hilfe war ziemlich wirkungslos. Bauer habe ich allein von der Idee, den Anschluss an Moskau zu suchen, abgebracht. Die radikalen jungen Leute, die Bauer's Autorität nicht anerkannten und gegen den Willen der Parteileitung auf eigene Faust vorgehen wollten, waren so unerfahren, unfähig und von gegenseitiger Eifersucht erfüllt, dass sie nicht einmal einen halbwegs arbeitsfähigen Parteiverband der Kommunisten gründen konnten. Die Entwicklung lag in der Hand der Führer der alten sozialdemokratischen Partei. In diesem Kreis hatte Bauer das letzte Wort zu sprechen.

Als diese Gefahr überwunden war, richtete ich alle meine

Anstrengungen darauf, der Inflation ein Ende zu setzen. In diesem Kampfe hatte ich einen ausgezeichneten Kampfgenossen gefunden. Wilhelm Rosenberg war ein Schüler Carl Menger's und war seinem alten Lehrer in treuer Freundschaft verbunden gewesen. Er war ein scharfer Denker, ein vorzüglicher Nationalökonom und ein brillanter Jurist. Im Anwaltsberufe hatte er sich so hervorgetan, dass man ihn in allen schwierigen Fragen geschäftlicher und finanzieller Natur zu Rate zog. Er genoss das höchste Ansehen als "Fachmann" in Finanzfragen und war bereit dieses Prestige im Kampfe gegen die Inflation einzusetzen.

Wir haben drei Jahre lang gekämpft, ehe wir unser Ziel: Wiederherstellung des Gleichgewichts im öffentlichen Haushalt und Einstellung der weiteren Vermehrung der Banknoten, erreicht hatten. Es war ganz allein unser Verdienst, dass die österreichische Krone beim Kurse von 14400 Papierkronen gleich einer Goldkrone, und nicht bei einem höheren Stande des Disajio stabilisiert wurde. Doch das war nicht der Erfolg, den wir angestrebt hatten.

Wenn wir nicht unsere leidenschaftliche Agitation gegen die Fortführung der Defizit- und Inflationspolitik aufgenommen hätten, wäre wahrscheinlich schon im Anfang des Jahres 1922 die Krone auf den millionsten oder milliardsten Teil ihrer Goldparität von 1892 gefallen. Wahrscheinlich wäre es dann keiner Regierung mehr möglich gewesen, die Ordnung aufrechtzuhalten. Fremde Truppen hätten das Land besetzt und die Mächte hätten einen neuen Staat aufbauen müssen. Diese Katastrophe ist ver-

mieden worden. Eine österreichische Regierung hat das Defizit beseitigt und die Krone stabilisiert. Die österreichische Währung ist nicht - - wie die deutsche Währung 1923 - - zusammengebrochen. Es ist nicht zur Katastrophenhausse gekommen. Doch das Land hat jahrelang die zerrüttenden Wirkungen fortschreitender Inflation ertragen müssen. Sein Bank- und Kreditsystem und sein Versicherungswesen hatte Wunden erlitten, die nicht mehr geheilt werden konnten, und der Kapitalsaufzehrung konnte nicht mehr Einhalt geboten werden. Wir haben zu viel Widerstand gefunden; wir haben zu spät gesiegt. Unser Sieg hat den Untergang um mehrere Jahre verzögert, doch er hat Österreich nicht mehr retten können.

Rosenberg und ich haben uns darüber keinen Illusionen hingegen. Wir wussten, wie es in Wahrheit um diese Sanierung bestellt war. Der Pessimismus der Hoffnungslosigkeit, das Los aller Sehenden in Österreich, warf meinen Freund nieder. Nicht allein der Schmerz über den Verlust seines einzigen Sohnes, die Erkenntnis, dass alle Plage und alle Arbeit in Wien aussichtslos waren, hat ihn in den Tod getrieben.

Der Erfolg im Kampfe um die Sanierung des Staatshaushaltes kam so spät, weil es uns nur langsam gelang, die christlich-soziale Partei von der Notwendigkeit der Beseitigung der Zuschüsse zu überzeugen, die der Staat leistete, um die rationierten Lebensmittel im Einzelverkauf zu verbilligen. Im Haushalt der Verbraucher spielte diese Verbilligung nur eine geringe Rolle; dagegen machte sie die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Staats-

haushalte unmöglich. Es gelang uns, dank der Unterstützung von Weiss-Wellenstein, die Grossindustrie zu bewegen, den Gewerkschaften für den Fall der Einstellung der Lebensmittelzuschüsse Konzessionen zu gewähren. Dass die Gewerkschaften hinter dem Rücken der sozialdemokratischen Parteileitung unserem Plane zustimmten, war ein schwerer Schlag für die politischen Führer der sozialdemokratischen Partei. Um die Verhandlungen zu stören, griff Bauer zu einem verzweifelten Mittel. Am 1. Dezember 1921 drangen die "Ordner", die sozialdemokratische Parteitruppe, in die innere Stadt ein und plünderten und demolierten alle Einzelhandelsgeschäfte. Die Polizei, entschlossen politisch "neutral" zu bleiben, hinderte sie nicht. Doch die öffentliche Meinung nahm in den nächsten Tagen gegen diese Taktik Stellung. Die Sozialdemokraten mussten zurückweichen, und die Verhandlungen mit den Gewerkschaften nahmen ihren Fortgang.

Man darf das Verdienst, das sich der Führer der christlich sozialen Partei, Professor Seipel, damals erworben hat, nicht unterschätzen. Seipel war so wirtschaftsfremd, wie es nur ein Kleriker sein konnte. Er sah in der Inflation ein Übel, doch er war im Übrigen finanzpolitisch ganz unbewandert. Wir - - Rosenberg und ich - - haben uns verpflichtet gefühlt, ihn darauf aufmerksam zu machen, dass die Stabilisierung der Währung nach einiger Zeit die Folgen der Inflation in der "Stabilisierungskrise" zu Tage treten lassen wird. Wir erklärten ihm, dass die öffentliche Meinung nicht die Urheber der Inflation, sondern ihre Bekämpfer verantwortlich machen werde dass die Inflations-Hausse

durch eine Depression abgelöst wurde. Die christlich-soziale Partei werde daher nicht Dank, sondern eher Undank ernten.

Seipel hat uns unsere Aufrichtigkeit hoch angerechnet. Eine nützliche und notwendige Massnahme, meinte er, müsse ergriffen werden, auch wenn sie der Partei schaden könnte. Der Staatsmann unterscheide sich vom Demagogen dadurch, dass er das Richtige dem was Beifall finden würde, vorzieht. Es gab in Österreich nicht viele Politiker die so dachten. Ich habe die höchste Achtung für den vornehmen und lauteren Character dieses edlen Priesters empfunden, dessen Weltanschauung und Lebensauffassung mir fremd blieben. Er war eine grosse Persönlichkeit.

Seipel's Weltkenntnis hat seiner Politik leider schwer geschadet. Er hat die Korruption der christlich-sozialen und deutsch-nationalen Parteimänner, die seine Mitarbeiter waren, einfach nicht gesehen. Er hat nicht bemerkt, dass seine Parteifreunde nur an persönliche Bereicherung dachten.

Diese Parteifreunde, vor allem der Abgeordnete und Anwalt Victor Kienböck, der später Finanzminister und dann Präsident der Nationalbank wurde, hatten Seipel mit Gottfried Kunwald in Verbindung gebracht. Kunwald, der Sohn eines hochangesehenen Wiener Anwalts, war von Geburt an ein Krüppel. Er konnte nur mühsam wenige Schritte machen, um von einem Zimmer ins andere zu humpeln. Er bedurfte ständig der Pflege und Wartung. Er musste immer von zwei kräftigen Männern begleitet werden, die ihn aus dem Wagen heben, zurücktragen und die Treppen hinauf und hinunter helfen mussten. Alle diese Hemmnisse tapfer

überwindend, hatte Kunwald seine Studien vollendet und das Doktorat der Rechte erworben. Die Advokatur blieb ihm verschlossen, da sein körperlicher Zustand ihm nicht gestattete, die vorgeschriebene einjährige Gerichtspraxis zu vollstrecken. Er betätigte sich jedoch in der Advokaturskanzlei, die sein Vater gegründet hatte und sein Schwager fortführte. Da er ein ausgezeichneter und kenntnisreicher Jurist war, hatte er eine zahlreiche Klientel.

Kunwald war sehr belesen, doch er konnte nicht nationalökonomisch denken. Er sah die wirtschaftlichen Probleme immer nur mit den Augen des Juristen, der Verträge entwerfen soll. Er war ein Gegner der Inflation, weil er die Zerrüttung der Wirtschaft, die sie bewirkte, als Jurist erkannt hatte. Als Rosenberg und ich den Kampf gegen die Inflation eröffnet hatten, war er bereit uns auf seine Art zu unterstützen.

Kunwald genoss das unbegrenzte Vertrauen einer Anzahl von christlich-sozialen Politikern und einiger Bankiers, denen er in schwierigen Angelegenheiten mit seinem juristischen Rat beigestanden war. Die Geschäfte dieser Freunde Kunwalds waren nicht immer einwandfrei. Diese christlich-sozialen Politiker nutzten ihre Stellung im öffentlichen Leben rücksichtslos aus. Sie verschafften - - gegen Vergütung - - Kommissionen aller Art, sie unterstützten die Bewerbung um öffentliche Aufträge, sie übten Protektion bei allen Behörden und dgl. In der Inflationszeit hatten sie

43

auf diesen Wegen viel verdient; sie fürchteten, dass die Stabilisierung ihre Interessen gefährden werde. Kunwald klärte sie darüber auf, dass die Inflationshaushalte auf jeden Fall bald ein Ende finden würden; er deutete ihnen zugleich an, dass er für sie auch nach der Stabilisierung Verdienstmöglichkeiten finden werde.

Als es Rosenberg und mir gelungen war, Seiptel und seine Partei für die Stabilisierung zu gewinnen, wählten sie Kunwald zu ihrem Vertrauensmann für die Durchführung der erforderlichen Massnahmen. Kunwald war der Aufgabe durchaus gewachsen. Wir haben mit ihm im Ganzen gut zusammen arbeiten können. Er hat sich damals ausgezeichnet bewährt. Erst in späteren Jahren wurde Kunwalds Einⁿfluss unheilvoll. Kunwald hatte zur Zeit des Kampfes um die Stabilisierung damit begonnen, einen Kreis von Bankiers, Ministerialbeamten und christlich-sozialen Politikern um sich zu versammeln, mit denen er eine Art finanzpolitischen Seminars abhielt. Diese Einrichtung behielt er auch später bei. Die vornehmste Aufgabe dieses Unterrichts war die Widerlegung oder Abschwächung meiner Kritik der herrschenden interventionistischen Wirtschaftspolitik. Es wäre gar nicht so arg, wie ich es darstelle; Österreich mache wirtschaftliche Fortschritte und es könne keine Rede davon sein, dass die interventionistische Wirtschaftspolitik nichts anderes bewirke als Kapitalaufzehrung.

Ich weiss bestimmt, dass Kunwald nicht guten Glaubens

war, wenn er diese optimistischen Auffassungen vortrug. Er hat die Lage der Banken und der grossen Industrieunternehmungen richtig beurteilt, und er hat auch mitunter ^hAusserungen gemacht, die nicht weniger pessimistisch waren als meine. Doch er glaubte, dass sein Einfluss bei den Ministern leiden würde, wenn er ihnen den wahren Sachverhalt ungeschminkt darlegen würde. Auf diesem Einfluss aber beruhte sein Einkommen als Anwalt und finanzieller Agent, der seinen Klienten Konzessionen und andere Begünstigungen verschaffte.

Es war ausserordentlich schwer, ^hunwils ungünstigem Einfluss entgegenzutreten. In der Öffentlichkeit durfte man diese Dinge nicht frei erörtern, da man den Kredit der österreichischen Wirtschaft schonen musste. Es wäre sehr leicht gewesen, die Tatsachen so darzustellen, dass jedermann die Notwendigkeit, die Politik der Kapitalaufzehrung aufzugeben, hätte einsehen müssen. Doch dann hätte man den Kredit der Banken im Auslande untergraben und die sofortige Bankrotterklärung der Banken unvermeidlich gemacht. Ich war daher genötigt, mir in den Bemühungen einen Wechsel der Wirtschaftspolitik herbeizuführen, besondere Beschränkungen aufzuerlegen, um die Öffentlichkeit nicht zu beunruhigen und den Kredit der Banken und der Industrie nicht zu erschüttern. Diese Rücksichtnahme hat mein Verhalten in der dritten Periode geleitet, die von der Valutastabilisierung im Jahre 1922 bis zum Zusammenbruch der Creditanstalt im Frühjahr 1931 reichte. Je schlimmer die Lage durch das Andauern der

verhängnisvoller Politik wurde, desto grösser wurde die Gefahr einer Kreditkrise und desto wichtiger wurde es, das Ausland nicht zu beunruhigen. Nach dem Zusammenbruch der Bodenkreditanstalt im Jahre 1929 habe ich selbst angeregt, in London eine Ausstellung von graphischen Darstellungen der Fortschritte, die die Produktion in Österreich seit 1922 gemacht hatte, zu veranstalten. Dass diese Fortschritte nur sehr problematisch waren, war sowohl mir als auch Hayek, der als Leiter des Konjunkturforschungsinstituts die Tafeln ausgearbeitet hatte, klar. Doch den herrschenden merkantilistischen Anschauungen erschienen sie als Fortschritte. Ich konnte kein Arg darin erblicken, wenn man sie dem Auslande vorführte. Die Tabellen haben nur Zahlen verwendet, die statistisch einwandfrei waren.

Ich habe bei aller Rücksichtnahme auf die kreditpolitischen Bedenken niemals eine schönfärberische Darstellung der Verhältnisse gegeben oder die Unterdrückung oder gar Verfälschung der statistischen Materialien geduldet. Für die früher erwähnte Wirtschaftskommission habe ich beim Konjunkturforschungsinstitut eine Untersuchung über die Kapitalaufzehrung angeregt. Als die Redaktionskommission die Ergebnisse dieser Erhebungen in ihrem Bericht veröffentlichen wollte, erhoben die Banken Einsprache. Ich habe damals schon gewusst, dass die grosse Bankenkrise unmittelbar vor der Tür steht und wollte alles vermeiden, was ihren Ausbruch beschleunigen könnte. Die Bedenken der Banken waren

66

66

unberechtigt. Aber ich gab meine Zustimmung, *dazu unter der Bedingung,* dass die Veröffentlichung dieser Erhebung weder durch die Wirtschaftskommission noch durch das Konjunkturinstitut erfolgen sollte, sondern vom Leiter des Instituts, Oscar Morgenstern, unter seinem eigenen Namen.

Die Arbeit, die ich in dieser dritten Periode meiner politischen Wirksamkeit im Nachkriegs-Österreich zu leisten hatte, war noch mehr Kleinarbeit als in den beiden früheren Abschnitten. Es war Kleinarbeit in täglichem Kampf gegen Unwissenheit, Unfähigkeit, Indolenz, Bosheit und Korruption. Ich stand in diesem Kampf nicht allein. Liebe gute Freunde halfen mir, vor allem Siegfried Strakosch von Feldringen, Gustav Weiss von Wellenstein und Victor Graetz. Ganz besonders wertvoll war für mich die Unterstützung, die mir meine Mitarbeiterin in der Kammer, Therese Wolf-Thieberger, zuteil werden liess. Ihre ausserordentliche Intelligenz, ihre Unverdrossenheit in der Arbeit und ihre persönliche Tapferkeit haben mir über schwere Stunden hinweggeholfen.

In all diesen Jahren hat das Schlagwort von der "Lebensunfähigkeit" Österreichs verderblich gewirkt. In und ausserhalb Österreichs war jedermann davon überzeugt, dass Österreich nicht "lebensfähig" sei. Ein "kleines" Land könne nicht selbstständig bestehen, besonders dann nicht, wenn es wichtige Rohstoffe aus dem Auslande einführen müsse. Daher musste Österreich den Anschluss an ein grösseres Wirtschafts-

gebiet suchen, d. h. den Anschluss an das deutsche Reich.

Ausserhalb Österreichs wurde diese Auffassung auch von den Kreisen geteilt, die in dem Friedensvertrag von St. Germain das Anschlussverbot eingefügt hatten. Um Österreichs weitere politische Unabhängigkeit zu ermöglichen, empfahlen diese Kreise besondere wirtschaftliche Privilegien. Die Gewährung der Völkerbundanleihe zur Durchführung der Schipel'schen Sanierung im Jahre 1922 erfolgte in diesem Sinne. Österreich hat damals keine auswärtige Anleihe benötigt. Was es benötigte, war ein ausländischer Finanzkommissar. Die Regierung musste die Möglichkeit haben, das Odium, das dem Veto gegen Ausgabensteigerung anhaftet, auf einen Ausländer abwälzen zu können. Der Völkerbund bestellte zum Finanzkommissar einen unwissenden, taktlosen und arroganten Holländer namens Zimmermann. Die Geschäfte besorgte in seinem Namen ein Beamter des Finanzministeriums, Hans Patzauer. Patzauer war ein hervorragend begabter, charakterfester und kenntnisreicher Mann, der seiner Aufgabe durchaus gewachsen war. Er ist, noch nicht fünfzig Jahre alt, kurze Zeit vor dem Ablauf der Mission Zimmermanns gestorben. Wie notwendig diese finanzielle Bevormundung des österreichischen Staates war, beweist der Umstand, dass die Regierung schon wenige Stunden nach ihrer Beendigung die Garantie für die Verpflichtungen einer insolvent gewordenen Bank, der Zentralbank deutscher Sparkassen, übernommen hat.

Abgesehen von der Bewilligung dieser Anleihe und einer

weiteren im Jahre 1932 haben die Westmächte jedoch nichts getan, um Österreich zu fördern. Als die Nationalsozialisten der österreichischen Holzausfuhr nach dem deutschen Reich Schwierigkeiten in den Weg legten, bemühte man sich vergebens, die französische Regierung zu veranlassen, zollpolitische Erleichterungen für die Ausfuhr von Holz nach Frankreich zu gewähren.

Die Legende von der Lebensunfähigkeit Österreichs war in den Augen der Deutsch-Nationalen, die sich seit dem Untergange der Monarchie als Grossdeutsche bezeichneten, ein durchschlagendes Argument zu Gunsten des Anschlusses. Für die Christlich-Sozialen, die nur zum Scheine für den Anschluss waren und alles taten, um ihn zu verhindern, war sie ein bequemes Mittel, um alle Versuche die Wirtschaftspolitik in vernünftige Bahnen zu lenken, zu sabotieren. Wir sind ja, sagten sie, ohnehin lebensunfähig; es ist also zwecklos, nach einer Wirtschaftspolitik Umschau zu halten, die unseren Staat lebensfähig machen könnte. Es wurde geradezu als unpatriotisch angesehen, Reformen vorzuschlagen, die die wirtschaftliche Lage verbessern sollten. Die Theorie von der Lebensunfähigkeit galt als das wichtigste Aktivum der Aussenpolitik; mit ihrer Hilfe, dachte man, werde man von den Westmächten Begünstigungen aller Art erlangen können. Wer diese Lehre öffentlich kritisierte, wie es z. B. Friedrich Otto Hertz tat, erschien daher als ein Verräter.

Es ist nicht nötig, die Unhaltbarkeit der Lehre von der Lebensunfähigkeit kleiner Staaten aufzuzeigen. Ich will nur

darauf hinweisen, wie widerspruchsvoll die Berufung auf die vermeintliche Lebensunfähigkeit im Munde der regierenden Schutz-zöllner war. Neuösterreich's Industrie hatte unter der Auflösung des Zollgebiets der alten Monarchie weniger zu leiden gehabt, als die Industrie der Sudetenländer. Seit 1918 hatten manche österreichische Industrien, vom Drucke der sudetenlandischen Konkurrenz befreit, ihre Produktion steigern können. Andere Industrien - - z. B. manche Zweige der Textilindustrie die Zuckerindustrie, waren in Österreich neu entstanden. Im alten Zollgebiet hatte die neuösterreichische Landwirtschaft gegenüber der ungarischen Landwirtschaft einen schweren Stand. Nun konnte sie, dank einer prohibitiven Handelspolitik, ihre Produktion beträchtlich erweitern. Dass Österreich Kohlen einführen musste, war bei der ungünstigen Gestaltung des Kohlenmarktes kein Nachteil. Überhaupt muss man beachten, dass in der Depression, die 1929 ihren Anfang nahm, die Preise der Rohstoffe schneller und stärker fielen als die der Industrieprodukte; die Depression hat die Industrieländer weniger schwer getroffen als die Agrar-und Rohstoffländer. Es war nicht berechtigt, dass Österreich in die Klagen über den Niedergang der Rohstoffpreise einstimme.

Auch finanziell hatte Neuösterreich unter der Auflösung des alten Staates weniger gelitten als andere Reichsteile. Von den in Neuösterreich im alten Reiche eingegangenen Steuern hatte die Regierung zu den Kosten der Verwaltung in den übrigen Reichsteilen Beiträge entnommen; die Niederösterreicher hatten nicht von Tributen der anderen Reichsteile, etwa Galli-

ziens oder Dalmatiens, gelebt, sondern hatten diesen Subventionen gewährt.

69 Man hat davon gesprochen, dass das neue Österreich einen unverhältnismässig grossen Teil des Verwaltungsapparates des alten Grossstaates habe übernehmen müssen. Auch das ist unrichtig. Neuösterreich hat eine kleine Zahl von Beamten, meist Angestellte der Staatsbahnen, die in den übrigen Reichsteilen gearbeitet hatten, in den österreichischen Staatsdienst übernommen. Die genaue Zahl konnte nie ermittelt werden; die Beamten haben jeden Versuch, diese Daten festzustellen, vereitelt. Doch es ist kein Zweifel, dass es sich um weit weniger als tausend Angestellte gehandelt hat. Zur gleichen Zeit aber wurden, besonders bei den Bahnen, viele Tausende, ja Zehntausende von Leuten neu aufgenommen. Der Überfluss von Beamten im neuen Österreich hatte nichts mit der Hinterlassenschaft des alten Reiches zu tun.

Die lähmende Wirkung, die vom Schlagworte Lebensunfähigkeit ausging, kann nicht genug hoch veranschlagt werden. Wo immer ein Reformvorschlag auftauchte, wurde er sogleich durch Berufung auf dieses Schlagwort abgelehnt. Die berüchtigte "Schlamperei" das unglückselige "da lässt sich nix machen", fanden in ihm eine allgemein anerkannte Rechtfertigung.

Dieser Tatbestand hat mich zeitweilig in meiner Haltung gegenüber dem Anschluss-Programm schwankend gemacht. Ich war nicht blind für die Gefahren, die der österreichischen Kultur

im Verbands des Deutschen Reiches drohten. Doch es gab Augenblicke, in denen ich mich fragen musste, ob der Anschluss nicht ein geringeres Übel sei als die Fortsetzung einer Politik, die unfehlbar zur Katastrophe führen musste.

Dem Namen nach regierte in Österreich seit der Sanierung im Jahre 1922 eine Koalition der Christlich-Sozialen und der Grossdeutschen. Die Sozialdemokraten standen in der Opposition und machten für alle Mängel des herrschenden Systems die "bürgerlichen" Parteien verantwortlich. Der tatsächliche Zustand war freilich ganz anders. Das Schwergewicht der Exekutive lag in der Hand der Länder und der Landesregierungen, die von den Landtagen gewählt wurden. Die Machtbefugnisse des Bundes, des Bundesparlaments und der Bundesregierung waren beschränkt. Im wichtigsten, reichsten und an Bevölkerungszahl grössten Bundesland, in der Stadt Wien, herrschte die sozialdemokratische Partei unumschränkt und nutzte ihre Machtstellung zu einem rücksichtslosen Vernichtungskrieg gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung aus. In dem nächstwichtigen Bundesland, in Niederösterreich, regierte eine Koalition der Sozialdemokraten und der Christlich-Sozialen; hier bildeten die Grossdeutschen die Opposition. Im drittwichtigsten Bundesland, in Steiermark, nahmen die Sozialdemokraten gleichfalls an der Regierung teil. Nur in den kleinen, an finanziellen Hilfsmitteln armen und bevölkerungsarmen Ländern waren die Sozialdemokraten in der Opposition. Doch die eigentliche Machtstellung der Sozialdemokratie

beruhte nicht auf ihrer parlamentarischen Vertretung und auf ihrer Teilnahme an der Regierung, sondern auf ihrem Terror-Apparat. Die sozialdemokratische Partei beherrschte alle Gewerkschaften, vor allem auch die der Angestellten der Bundesbahnen und der Post-, Telegrafien und Telefonverwaltung. Sie konnte ^eden Augenblick durch Streiks das ganze Wirtschaftsleben lahmlegen; sobald ihr etwas an der Haltung der Bundesregierung misfiel, drohte sie mit dem Streik in lebenswichtigen Betrieben, und die Regierung musste nachgeben. Noch stärker aber fiel ins Gewicht, dass die Sozialdemokratie über eine mit Gewehren und Maschinengewehren, ja auch mit leichter Artillerie wohlausgerüstete, mit reicher Munition versehene Parteiarmee verfügte, die an Mannschaftszahl mindestens dreimal so stark war als die der Regierung zur Verfügung stehenden Truppen (Bundeswehrmacht, Gendarmerie und Polizei). Die Bundeswehrmacht hatte weder Tanks, noch schwere Artillerie, noch Flugzeuge, da der Friedensvertrag dies verwehrte und die Militärattachés der Mächte über die Einhaltung dieser Entwaffnungsbestimmungen streng wachten. Gegenüber den Sozialdemokraten waren die Westmächte nachsichtiger. Sie hatten es in den auf den Abschluss des Waffenstillstandes und der Ratifikation des Friedensvertrages folgenden Monaten geduldet, dass die Sozialdemokraten aus den Beständen der alten Armee so viel Waffen und Munition zur Seite schafften, als sie nur konnten und wollten; sie duldeten später den Bezug von Waffen und Munition aus der Tschechoslovakei. Die sozialdemokratische Armee, offiziell als "Ordner" bezeichnet, hielt offene Aufmärsche

und Felddienstübungen ab. Die Regierung war nicht imstande, dagegen aufzutreten. Die Sozialdemokratie nahm unbestritten für sich das "Recht auf die Strasse" in Anspruch.

Dieses Recht hatten die Sozialdemokraten schon im alten Reich erkämpft. In der Bewegung, die im Jahre 1907 zur Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts für das österreichische Abgeordnetenhaus führte, hatte die sozialdemokratische Partei Regierung und Abgeordnetenhaus durch Terror einzuschüchtern und gefügig zu machen versucht. Die österreichische Verfassung hatte ausdrücklich das Verbot ausgesprochen, zur Zeit der Tagung des Reichsrates in seinem Umkreis Versammlungen unter freiem Himmel abzuhalten; man wollte dem Reichsrat die Möglichkeit sichern, seine Entschlüsse ohne Rücksicht auf die Stimmung der Massen der Hauptstadt frei fassen zu können. Die Stadt Wien war vor 1907 im Abgeordnetenhaus ohnehin weit stärker vertreten, als der Zahl ihrer Bevölkerung entsprochen hätte. Doch die Sozialdemokraten achteten dieses Verbot nicht, und die kaiserliche Regierung wich zurück. Am 28. November 1905 herrschte in Wien vollkommene Arbeitsruhe und 250000 Arbeiter zogen, militärisch in Achterreihen formiert, unter der Führung der Parteifunktionäre über die Ringstrasse am Reichsratsgebäude vorbei. Am Abend jenes Tages traf ich zufällig Otto Bauer im Kaffeehause. Bauer war ganz beerauscht von dem Erfolg dieses Aufmarsches und sagte befriedigt, die Sozialdemokratie habe nun die Herrschaft über die Strasse erkämpft und werde sie für alle Zukunft zu bewah-

und Felddienstübungen ab. Die Regierung war nicht imstande, dagegen aufzutreten. Die Sozialdemokratie nahm unbestritten für sich das "Recht auf die Strasse" in Anspruch.

Dieses Recht hatten die Sozialdemokraten schon im alten Reich erkämpft. In der Bewegung, die im Jahre 1907 zur Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts für das österreichische Abgeordnetenhaus führte, hatte die sozialdemokratische Partei Regierung und Abgeordnetenhaus durch Terror einzuschüchtern und gefügig zu machen versucht. Die österreichische Verfassung hatte ausdrücklich das Verbot ausgesprochen, zur Zeit der Tagung des Reichsrates in seinem Umkreis Versammlungen unter freiem Himmel abzuhalten; man wollte dem Reichsrat die Möglichkeit sichern, seine Entschlüsse ohne Rücksicht auf die Stimmung der Massen der Hauptstadt frei fassen zu können. Die Stadt Wien war vor 1907 im Abgeordnetenhaus ohnehin weit stärker vertreten, als der Zahl ihrer Bevölkerung entsprochen hatte. Doch die Sozialdemokraten achteten dieses Verbot nicht, und die kaiserliche Regierung wich zurück. Am 28. November 1905 herrschte in Wien vollkommene Arbeitsruhe und 250000 Arbeiter zogen, militärisch in Achterreihen formiert, unter der Führung der Parteifunktionäre über die Ringstrasse am Reichsratsgebäude vorbei. Am Abend jenes Tages traf ich zufällig Otto Bauer im Kaffeehause. Bauer war ganz beerauscht von dem Erfolg dieses Aufmarsches und sagte befriedigt, die Sozialdemokratie habe nun die Herrschaft über die Strasse erkämpft und werde sie für alle Zukunft zu bewah-

ren wissen. Ich war anderer Meinung. Ich fragte Bauer: "Was wird geschehen, wenn einmal eine andere Partei mit organisierten Kräften auf die Strasse gehen wird? Muss es dann nicht zum Bürgerkrieg kommen?" Bauer's Antwort war sehr charakteristisch. "So" sagte er, "kann nur ein Bourgeois fragen, der nicht erkannt hat, dass die Zukunft uns allein gehört. Woher soll denn jene Partei kommen, die es wagen dürfte, dem sozialdemokratisch organisierten Proletariat entgegenzutreten? Wenn wir einmal die Herrschaft erlangt haben werden, wird es keine Reaktion mehr geben."

Der Marxismus macht die Sozialdemokraten blind und dumm. In den ersten Jahren der österreichischen Republik hörte ich einmal den Wiener sozialdemokratischen Bürgermeister Seitz bemerken: "Die Herrschaft der Sozialdemokratie in Wien ist nun für alle Zukunft gesichert. Schon im Kindergarten wird dem Kind proletarisches Klassenbewusstsein beigebracht, die Schule lehrt Sozialdemokratie und die Gewerkschaft vollendet diese Erziehung. Der Wiener ~~Wien~~ wird in die Sozialdemokratie hineingeboren, er lebt in ihr und stirbt, wie er gelebt hat."

Ich zog mir das Missfallen aller Anwesenden zu, als ich meine Entgegnung auf die Anführung einer Wiener Redensart beschränkte: "Es sollen auch schon vierstöckige Hausherren gestorben sein."

Der Terror, den die Sozialdemokratie ausübte, zwang die übrigen Österreicher zum Aufbau eines Abwehrapparates. Die

Versuche begannen schon im Winter 1918/19. Nach verschiedenen Fehlschlägen gelang es schliesslich der Heimwehr einige Erfolge in der Organisation zu erzielen. Doch ihre Mittel und die Zahl ihrer Anhänger blieben bis 1934 bescheiden, und Eifersüchteleien zwischen den Führern lähmten ihre Aktionskraft.

Ich habe mit Entsetzen diese -- freilich unvermeidliche -- Entwicklung gesehen. Es war klar, dass Österreich dem Bürgerkrieg entgegenging. Ich konnte nichts dagegen unternehmen. Selbst meine besten Freunde waren der Meinung, dass man der Gewalt der Sozialdemokratie nur durch Gewalt entgentreten könne.

Das Aufkommen der Heimwehr brachte einen neuen Typus in die Politik. Abenteuerer ohne Bildung, Desperados mit beschränktem Gesichtskreis kamen in die Höhe, weil sie gut exercieren konnten und über eine laute Kommandostimme verfügten. Ihre Bibel war das Excercierreglement, ihr Schlagwort hiess "Autorität". Sie identifizierten Demokratie mit Sozialdemokratie und erblickten daher in der "Demokratie" das schädlichste aller Übel. Später klammerten sie sich an das Schlagwort "Ständestaat." Ihr soziales Ideal war ein Militärstaat, in dem sie allein befahlen sollten.

Mit dem Zusammenbruch der Credit-Anstalt im Mai 1931 kam die dritte Periode meiner Wirksamkeit in der Kammer zum Abschluss. Nun blieb mir nur noch ein beschränkter Spielraum zur Betätigung frei. Ich habe mich mit dem Aufgebot aller meiner Kräfte gegen die inflationistische Politik, die die Regierung wieder

aufgenommen hatte, zur Wehr gesetzt. Dass die Inflation damals nicht weiter ging als bis zum Kurs von 175 Schilling (statt 139 Schilling) für 100 Schweizer Francs und eine neue Stabilisierung zu diesem Kurse sehr bald wieder erfolgte, war allein mein Verdienst.

Doch der Kampf um Österreich blieb verloren. Auch wenn ich vollen Erfolg gehabt hätte, wäre Österreich nicht zu retten gewesen. Der Feind, der es vernichten sollte, kam von Aussen her. Österreich konnte dem Ansturm der Nationalsozialisten, die bald ganz Europa überschwemmen sollten, nicht auf die Dauer Widerstand leisten.

Es gab kein innerpolitisches Problem mehr für Österreich. Das Schicksal Österreichs lag in den Händen Westeuropas. Wer für Österreich wirken wollte, musste es im Auslande tun. Als mir im Frühjahr 1934 die Lehrkanzel für 'International Economic Relations' am Genfer 'Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales' angeboten wurde, nahm ich mit Freuden an. Ich behielt meine Stellung in der Handelskammer bei und kam zeitweilig nach Wien, um meine alte Tätigkeit fortzusetzen, doch ich war entschlossen, nicht vor der Vernichtung des nationalsozialistischen Reiches nach Wien zurückzukehren. Ich werde auf die politische Wirksamkeit, die ich zwischen 1934 und 1938 entfaltete, noch im weiteren Verlaufe dieser Darstellung zurückkommen.

Ich habe 16 Jahre in der Kammer einen Kampf gekämpft, in

dem ich schliesslich nichts anderes erreicht habe als einen Aufschub der Katastrophe. Ich habe schwere persönliche Opfer gebracht, obwohl ich immer vorausgesehen habe, dass mir der Erfolg versagt bleiben wird. Doch ich bereue nicht, dass ich dieses Unmögliche versucht habe. Ich habe nicht anders handeln können. Ich habe gekämpft, weil ich nicht anders konnte.

IX. MEINE LEHRTÄTIGKEIT IN WIEN

Kein anderer Beruf schien mir anstrebenswerter als der des Universitätslehrers. Ich habe frühzeitig erkannt, dass es mir als Liberalem stets verwehrt bleiben wird, die ordentliche Professur an einer Hochschule des deutschen Sprachgebietes zu erlangen. Ich habe das nur darum bedauert, weil es mich zwang, für meinen Lebensunterhalt durch nichtakademische Arbeit zu sorgen. Die Privatdozentur schien mir ausreichende Möglichkeit für erspriessliche Lehrtätigkeit zu bieten.

Ich bin im Jahre 1913 als Privatdozent an der Wiener rechtswissenschaftlichen Fakultät zugelassen worden und habe im Frühjahr 1918 den Titel eines ausserordentlichen Universitätsprofessors erhalten. Weiter bin ich in der akademischen Laufbahn in Österreich nicht gekommen. Ich nehme an, dass die Nationalsozialisten mich 1938 aus der Liste der Privatdozenten gestrichen haben. Sie haben es aber nicht der Mühe wert erachtet, mich davon zu verständigen.

In den ersten Jahren meiner akademischen Tätigkeit habe ich auch Vorlesungen gehalten. Später habe ich mich auf die Abhaltung eines zweistündigen Seminars über Probleme der nationalökonomischen Theorie beschränkt. Der Erfolg dieses Unterrichts wuchs von Jahr zu Jahr. Nahezu alle Studenten, die das Studium der Nationalökonomie ernst nahmen, besuchten mein Seminar. Es war das freilich nur ein kleiner Teil

der vielen hundert Studierenden, die jedes Jahr den Dokortitel beider Rechte oder den Dokortitel der Staatswissenschaften erwarben. Doch meine Übungen waren überfüllt. Ein Seminar sollte nie mehr als 20 - 25 Teilnehmer haben; bei mir gab es regelmässig 40-50 Teilnehmer.

Nach dem Rücktritt Wieser's und dem Abgang Grünberg's nach Frankfurt waren die Inhaber der drei nationalökonomischen Lehrkanzeln Othmar Spann, Hans Mayer und Graf Ferdinand Degenfeld-Schonburg. Spann kannte die moderne Nationalökonomie kaum; er lehrte nicht Nationalökonomie, er predigte Universalismus, d. h. Nationalsozialismus. Degenfeld hatte noch weniger Ahnung von den Problemen der Nationalökonomie; das Niveau seines Unterrichts wäre kaum für eine Handelsschule niederen Ranges als ausreichend befunden worden. Mayer war der Lieblingsschüler Wieser's. Er kannte die Werke von Wieser und auch noch die von Böhm und Menger. Er selbst war ganz kritiklos, hat nie einen selbstständigen Gedanken hervorgebracht, hat eigentlich nie begriffen, um was es in der Nationalökonomie ging. Das Bewusstsein seiner Sterilität und Unfähigkeit bedrückte ihn schwer, machte ihn unruhig und heimtückisch. Er füllte seine Zeit mit einem offenen Kampf gegen Spann und mit boshafter Intrigen gegen mich. Seine Vorlesungen waren jämmerlich, sein Seminar nicht viel besser. Ich brauchte mir nichts darauf einzubilden, dass die Studenten, die jungen Doktoren und die vielen Ausländer, die ein

oder zwei Semester in Wien arbeiten wollten, meinen Unterricht vorzogen.

Spann und Mayer waren auf meine Erfolge eifersüchtig und suchten mir die Hörer abspenstig zu machen. Die Studenten behaupteten, dass sie bei den Rigorosen die Kandidaten, die bei mir belegt hatten, ausserordentlich schlecht behandelten. Ich habe die Richtigkeit dieser Behauptung nicht nachprüfen können. Ich habe jedoch den Studenten im Seminar immer erklärt, dass ich kein Gewicht darauf lege, dass sie bei mir offiziell belegen. Die Studenten haben von dieser Erlaubnis in grossem Umfang Gebrauch gemacht. Von durchschnittlich vierzig bis fünfzig Teilnehmern waren in der Regel kaum acht oder zehn formell für meine Übungen inskribiert. Die Ordinarien haben auch grosse Schwierigkeiten jenen Kandidaten für das Doktorat der Staatswissenschaften in den Weg gelegt, die ihre Doktorarbeit bei mir machen wollten. Wer sich habilitieren wollte, musste besonders darauf bedacht sein, nicht als mein Schüler angesehen zu werden.

Den Studenten, die mein Seminar belegt hatten, wurde der Zutritt zur Bibliothek des nationalökonomischen Seminars verweigert, wenn sie nicht auch das Seminar eines der drei Ordinarien belegt hatten. Diese Massnahme verfehlte ganz den Zweck. Ich hatte die Bibliothek der Handelskammer zu einer vorzüglichen Büchersammlung ausgestalten lassen. Besonders die moderne angelsächsische Literatur war dort unvergleichlich

besser vertreten als im Universitäts-Seminar.

Alle diese Dinge haben mich nicht stören können. Viel schwerer fiel ins Gewicht das niedrige Niveau des gesamten Lehrbetriebs an der Wiener Universität. Der Glanz, der diese Hochschule in meinen Studentenjahren umstrahlt hatte, war längst geschwunden. Viele Professoren durften nicht einmal als gebildete Leute bezeichnet werden. An der juristischen Fakultät und an dem geisteswissenschaftlichen Teil der philosophischen Fakultät waltete ein Geist vor, dem Kultur und Wissenschaft fremd waren. In der ersten Hälfte der zwanziger Jahre wurde ich mehrmals zu Besprechungen führender Universitätsordinarien eingeladen, deren Gegenstand die Erhöhung des staatlichen Universitätsbudget bildete; man hat mich zu diesen Besprechungen zugezogen, weil man auf meine Befürwortung beim Ministerialrat Patzauer, dem Adlatus des Völkerbundskommissars Zimmermann, rechnete. Als in einer dieser Besprechungen ein Brief eines ausländischen Freundes der Wiener Kultur verlesen wurde, in dem auch die Ausdrücke 'Pragmatismus', 'Behaviorismus' und 'Revival' vorkamen, stellte es sich heraus, dass keiner der Anwesenden einen dieser Ausdrücke je gehört hatte. Bei einer anderen Gelegenheit ergab es sich, dass, dass der Name 'Benedette Croce's' allen und der 'Henri Bergson's' den meisten unbekannt war. Zu den Teilnehmern an diesen Besprechungen gehörten u. a. der Präsident der Akademie der Wissenschaften, Oswald Redlich, der

eine Professur für Geschichte des Mittelalters bekleidete und der Ordinarius für Strafrecht, Graf Wenzel Gleisbach.

Man kann sich darnach eine Vorstellung von dem durchschnittlichen Bildungsstande der Studenten machen. Ich prüfte bei der staatswissenschaftlichen Staatsprüfung Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Die Unkenntnis, die die Kandidaten an den Tag legten, war niederschmetternd; noch ärger war es, dass die Mitglieder der Prüfungskommission dieses Versagen gar nicht schwer nahmen. Ich erinnere mich, dass ich einmal Mühe hatte, die Kommission zu überreden, einem Kandidaten durchfallen zu lassen, der glaubte, dass Marx im 18. Jahrhundert gelebt hatte, die Biersteuer für eine direkte Steuer hielt und in der Prüfung über Staatsrecht u. a. gezeigt hatte, dass ihm der Begriff 'Verantwortlichkeit der Minister' fremd war. Freilich musste ich eines Tages erfahren, dass solche Unwissenheit auch an höchster Stelle anzutreffen war. Der Bundespräsident Miklas, der Geschichtsprofessor an einem Gymnasium gewesen war, hatte einmal mit mir und dem damaligen Präsidenten der Nationalbank, Professor Richard Reisch, eine Unterredung über die Meistbegünstigungsklausel. Im Laufe dieses Gesprächs erwähnte ich den Frankfurter Frieden. Miklas fragte darauf, wann und zwischen welchen Staaten dieser Friedensvertrag abgeschlossen war sei.

Es bestand in Österreich eine unüberbrückbare Kluft

zwischen der verschwindend kleinen Gruppe Wiener Intellektueller und der Masse der - - sogenannten - - Gebildeten. Das Unterrichtswesen lag so tief darnieder, dass es den jungen Leuten keine Bildung zu geben vermochte. Die Mehrzahl der Doktoren der Rechte, der Staatswissenschaften und der Philosophie war für den Beruf unzulänglich ausgebildet, konnte nicht denken und pflegte ernstest Büchern aus dem Wege zu gehen. Von hundert Wiener Anwälten waren höchstens zehn imstande, eine Zuschrift in englischer oder französischer Sprache zu lesen. Ausserhalb Wiens und bei den im öffentlichen Dienst stehenden Juristen war das Verhältnis noch weit schlechter.

Ich bin mit diesen Dingen als Sekretär der Handelskammer in Berührung gekommen. Als Lehrer hatte ich es nur mit einer Auslese der Begabtesten zu tun. Auch als ich in den Jahren 1906 bis 1912 Nationalökonomie an dem Abiturientkurs der Wiener Handelsakademie für Mädchen lehrte und im Studienjahr 1918-1919 an der Wiener Exportakademie (später Hochschule für Welthandel) einen Kursus für Offiziere, die ins bürgerliche Leben übertreten wollten, abhielt, - hatte ich es vorwiegend mit Hörern zu tun, die über dem Durchschnitt standen.

Der Schwerpunkt meiner Lehrtätigkeit lag in meinem "Privatseminar". Seit 1920 pflegte ich in den Monaten Oktober bis Juni alle vierzehn Tage eine Anzahl von jüngeren

Leuten um mich zu versammeln. Mein Arbeitszimmer in der Handelskammer war geräumig genug, um zwanzig bis fünfundzwanzig Personen zu fassen. Wir pflegten um 7 Uhr abends zu beginnen und um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr Schluss zu machen. In diesen Zusammenkünften haben wir zwanglos alle wichtigen Probleme der Nationalökonomie, der Sozialphilosophie, der Soziologie, der Logik und der Erkenntnistheorie der Wissenschaften vom menschlichen Handeln erörtert. In diesem Kreise lebte die jüngere österreichische Schule der Nationalökonomie, in diesem Kreise entfaltete die Wiener Kultur eine ihrer letzten Blüten.

Hier war ich nicht Lehrer und Seminarleiter. Ich war nur ein primus inter pares, der mehr empfing als gab.

Alle, die dem Kreise angehörten, kamen freiwillig, nur vom Drang nach Erkenntnis geführt. Sie kamen als Schüler, doch im Laufe der Jahre wurden sie zu Freunden. Später schlossen sich auch einige meiner Altersgenossen dem Kreise an. Auswärtige Forscher, die Wien besuchten, waren gern gesehene Gäste und nahmen eifrig an den Verhandlungen teil.

Das Privatseminar hatte keinerlei offizielle Bedeutung oder Funktion. Es hatte weder mit der Universität noch mit der Handelskammer etwas zu tun. Es war und blieb stets der Kreis meiner - - weit jüngeren-Freunde. Die Aussenstehenden wussten nichts von unseren Zusammenkünften; sie sahen nur die Arbeiten, die die einzelnen Teilnehmer veröffentlichten.

Wir bildeten keine Schule, keine Gemeinde und keine Sekte.

Wir haben einander mehr durch Widerspruch als durch Zustimmung gefördert. Wir waren nur in einem einig und verbunden: in dem Streben nach Aufbau der Wissenschaften vom menschlichen Handeln. Jeder ging frei den Weg, den ihm sein Gesetz wies. Wir haben nie organisiert oder sonst etwas unternommen, was dem widerlichen "Betrieb" der wilhelminischen und nachwilhelminischen "Wissenschaftler" geglichen hätte. Wir haben nie den Gedanken erwogen, eine Zeitschrift oder ein Sammelwerk herauszugeben. Jeder hat für sich gewirkt, wie es dem Denker ziemt. Doch jeder einzelne von uns hat für den Kreis geschaffen und suchte keinen anderen Lohn als die Anerkennung - - nicht den Beifall - - der Freunde.

Es war ein Grosses um diesen anspruchslosen Austausch von Ideen; wir alle haben darin Glück und Befriedigung gefunden.

Neben dem Privatseminar gab es noch eine zweite Vereinigung der Freunde nationalökonomischer Forschung. Karl Pribram, Emil Perels, Else Cronbach und ich hatten seit dem 12. März 1908 regelmässige Zusammenkünfte veranstaltet, die der Besprechung nationalökonomischer Probleme und grundlegender Fragen der Nachbardisziplinen gewidmet waren. Der Kreis erweiterte sich bald; der schöne Sitzungssaal der Zentralsstelle für Wohnungsreform gab ihm einen würdigen Rahmen. Als ich im Kriege von Wien abwesend war, ging man in der Zulassung neuer Teilnehmer ungeschickt vor. Die Harmonie der

V^{er}handlungen wurde gest^{ört}, und als ich heimkehrte, hatten die Zusammenk^{ün}fte aufgeh^{ört}. Gleich nach dem Kriege suchte ich der Sa^{ch}e neues Leben einzufl^{ös}sen. Wir mussten nun, um nicht mit den Beh^{ör}den in Konflikt zu kommen, einen förmlichen Verein bilden, den wir 'National^ökonomische Gesellschaft' benannten. Wieder zeigten sich ^{nach}kurzer Zeit Schwierigkeiten; es stellte sich heraus, dass eine Zusammenarbeit mit Spann nicht mög^lich war. Nach einiger Zeit gelang es Spann zu entfernen, und die Gesellschaft konnte ihre T^{ät}igkeit wieder aufnehmen.

Zum Mitglied der Gesellschaft konnte jeder gew^{äh}lt werden, der ein ernstes Interesse an national^ökonomischen Problemen bekundete. Wir haben in unregelm^{äss}igen Abständen im Sitzungssaal des Bankenverbandes Abende veranstaltet, an denen von Vereinsmitgliedern oder von ausw^{ärt}igen Gästen Vortr^äge gehalten wurden, an die sich immer eine eifrige Diskussion anschloss. Den Kern der Mitgliederschaft bildeten die Teilnehmer meines Privatseminars; doch daneben standen eine Reihe vorzü^{gl}icher National^ökonomen, so Richard Schüller, Siegfried von Strakosch, Victor Graetz und viele andere.

Da die National^ökonomische Gesellschaft die Universitätsordinarien nicht br^üskieren wollte, musste man Hans Mayer zum Vorsitzenden der Gesellschaft bestellen. Ich selbst war Vorsitzender-St^{ell}vertreter. Als ich 1934 nach Genf ging und nur zu kurzen Besuchen nach Wien zurückkehrte, begann

begann die Gesellschaft langsam einzuschlafen.

Am 19. März 1938 versendete Hans Mayer an alle Mitglieder ein Schreiben folgenden Wortlauts: "Mit Rücksicht auf die geänderten Verhältnisse in Deutschösterreich wird mitgeteilt, dass infolge der nunmehr auch für dieses Land geltenden bezüglichen Gesetze alle nichtarischen Mitglieder aus dem Verein Nationalökonomische Gesellschaft ausscheiden."

Das war das letzte, was man von der Nationalökonomischen Gesellschaft vernommen hat.

VERZEICHNIS DER STANDIGEN TEILNEHMER DES PRIVATSEMINARS.

Ludwig Bettelheim-Gabillon

Victor Bloch

Stephanie Braun-Browne

Friedrich Engel von Janosi

Walter Froehlich

Gottfried von Haberler

Friedrich A. von Hayek

Marianne von Herzfeld

Felix Kaufmann

Rudolf Klein

Helene Lieser-Berger

Rudolf Loeb

Gertrud Lovasy

Fritz Machlup

Ilse Mintz-Schuller

Oscar Morgenstern

Elly Offenheimer-Spiro

Adolf G. Redlich-Redley

Paul N. Rosenstein-Rodau

Karol Schlesinger

Fritz Schreier

Alfred Schutz

Richard von Strigl

Erich Voegelin

Robert Walder

Emanuel Winternitz

X Wissenschaftliches Wirken im Deutschen Reich.

An den Tagungen, die der Verein für Sozialpolitik im Jahre 1909 in Wien und im Jahre 1911 in Nürnberg abgehalten hat, habe ich als schweigender Zuhörer teilgenommen. Auf der 1919 in Regensburg abgehaltenen Tagung wurde ich in den Ausschuss kooptiert. Das bedeutete nicht viel, es war einfach die übliche Ehrung aller, die an den Vereins-Schriften mitarbeiteten. Mit der Zeit wurde meine Stellung im Vereine immer bedeutender. Man wollte, anders als vor dem Kriege, im Vereine alle Richtungen vertreten sehen und zog mich daher immer mehr heran, da man in mir den Vertreter der österreichischen Schule erblickte. So wurde ich schliesslich in den Vorstand des Vereins gewählt. Ich habe an der Herausgabe der Schriften über das Kartellproblem mitgewirkt. Die Vorbereitung und Veranstaltung der Debatte über das Wertproblem, die im ^hJahre 1932 in Dresden abgeführt wurde, war vorwiegend mein Werk.

Ich wurde -- ich glaube es war im Jahre 1924 oder 1925 -- zum Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gewählt.

Aus beiden Organisationen bin ich im Jahre 1933 ausgetreten.

Ich habe von den deutschen Hochschullehrern der "wirt-

schaftlichen Staatswissenschaften" und der Soziologie keinen günstigen Eindruck empfangen. Es gab unter ihnen wohl eine Anzahl aufrechter, gebildeter Männer, die von ernstem, wissenschaftlichen Streben erfüllt waren. Doch die meisten waren anders geartet.

Dass die Herren keine Nationalökonom^{en} waren, , ja, dass sie meist eine Kampfstellung gegen die Nationalökonomie einnahmen, soll ihnen nicht vorgeworfen werden. Sie waren eben die Schüler Schmoller's, Wagner's. Bücher's und Brentano's. Sie kannten das nationalökonomische Schrifttum nicht, sie ahnten kaum etwas von den nationalökonomischen Problemen und jeder Nationalökonom schien ihnen als Staatsfeind, als undeutsch, als Anwalt von Unternehmerinteressen und als Freihändler verdächtig. Wenn sie eine nationalökonomische Schrift überhaupt zur Hand nahmen, dann wollten sie darin unbedingt Mängel und Irrtümer entdecken. Sie waren in allem, was sie angingen, Dilettanten. Sie wollten Historiker sein, doch sie betrachteten die historischen Hilfswissenschaften, das wichtigste Werkzeug des Historikers, nur unzulänglich und waren dem Geist der Geschichtsforschung fremd. Sie waren mit den mathematischen Grundfragen der Statistik nicht vertraut. Sie waren *in jurisprudence technology banking and trade techniques* juristisch, banktechnisch, technologisch, handels-technisch Laien. Mit staunenswerter Unbekümmertheit veröffentlichten Sie Bücher und Abhandlungen über Dinge, von denen sie nichts verstanden.

As soon with the wind.

Viel schlimmer war es, dass sie stets bereti waren, den Mantel nach dem Winde zu drehen. Um 1918 waren die meisten von Sympathien für die Sozialdemokraten erfüllt, 1933 aber paktierten sie mit den Nationalsozialisten. Sie waren auch "kommunisten geworden, wenn der Bolschewismus ans Ruder gekommen wäre.

of this set

Werner Sombart war der grosse Meister dieser Zunft. Er gilt als Bahnbrecher in Wirtschaftsgeschichte, Wirtschaftstheorie und Soziologie; er galt als aufrechter Mann, weil er einst den Zorn Kaiser Wilhelm's erregt hatte. Sombart hat die Anerkennung seiner Kollegen wohl verdient, *because of the greatest degree he combined their shortcomings* denn er vereinigte in seiner Person alle ihre Fehler im höchsten Masse.

Er hat nie ein anderes Streben gekannt als das, von sich reden zu machen und Geld zu verdienen. Sein grosses Werk über den modernen Kapitalismus ist historische Atümperei. Er hat immer nur auf den Beifall des grossen Publikums spekuliert. Er hat Paradoxe geschrieben, weil er damit auf Erfolg rechnen konnte. Er war ausserordentlich begabt, doch er hat nie ernst denken und arbeiten wollen. Von der Berufskrankheit deutscher Professoren, dem Grössenwahn, hat er ein gutes Stück abbekommen. Als es Mode ar, Marxist zu sein, hat er sich zum ⁴Marxismus bekannt. Als Hitler ans Ruder kam, schrieb er, dass der Führer seine Weisungen von Gott empfangen.

Für Nationalökonomie hatte Sombart überhaupt kein Interesse. Als ihn - - ungefähr im Jahre 1922 - - Weiss-Wellenstet in meiner Gegenwart fragte, ob er nicht in Wien einen Vortrag über Inflation halten wolle, lehnte er mit den Worten ab:

"Das ist ein banktechnisches Problem, das mich nicht interessiert, weil es mit Nationalökonomie nichts zu tun hat."

Seinem Buche "Die drei Nationalökonomien" wollte er ursprünglich den Titel geben "Das Ende der Nationalökonomie." Er sagte mir, er habe ^{von} diesem Titel nur auf Rücksicht auf seine Kollegen, die von dem Unterricht der Nationalökonomie leben, Abstand genommen.

Dennoch war es anregender mit Sombart zu reden als mit den meisten anderen Professoren. Sombart war wenigstens nicht dumm und beschränkt.

Mehrere Professoren behaupteten, dass sie "Specialisten für Theorie" waren. Von diesen waren Gottl und Oppenheimer grössenwahnsinnige Monomanen, Diehl ein engstirniger Ignorant, Spiethoff ein Mann, der es nie dazu gebracht hat, ein Buch zu veröffentlichen.

An der Spitze des Vereins für Sozialpolitik stand in den letzten Jahren Professor Eckart, ein lebenswürdiger Rheinländer, der abgesehen von einigen Beiträgen zur Geschichte der deutschen Binnenschifffahrt nie etwas geleistet hat. Sein Nebenbuhler war Bernhard Harms, der den Ausdruck 'Weltwirtschaft' in Deutschland populär gemacht hatte. Da er unbedingt an der Spitze eines Vereins stehen wollte, gründete er die 'List-Gesellschaft'.

Der Umgang mit diesen Mannern hat es mir klar gemacht, dass das deutsche Volk nicht mehr zu retten war. Denn diese

Denn diese charakterlosen Schwachköpfe waren schon eine Auslese der Besten. Sie lehrten an den Universitäten das für die politische Bildung wichtigste Fach, sie wurden als Vertreter der Wissenschaft von den Massen und den Gebildeten mit höchster Achtung behandelt. Was sollte aus einer Jugend werden, die solche Lehrer hatte?

Max Weber hatte mir 1918 in Wien gesagt: "Der Verein für Sozialpolitik gefällt Ihnen nicht. Mir gefällt er noch weniger. Doch er ist nun einmal der einzige Vereinigungspunkt der Männer unseres Faches. Da hilft kein Kritisieren von Aussen, ~~es~~ muss man im Verein selbst mitarbeiten und seine Mängel zu beheben trachten. Ich versuche es in meinem Sinne, Sie müssen es in Ihrem tun." Ich habe Weber's Rat befolgt, doch ich wusste, dass es vergebens sein wird. Als Österreicher, als Privatdozent ohne Lehrkanzel, als 'Theoretiker' war ich im Verein immer nur ein Aussenseiter. Man hat mich mit grösster Zuvorkommenheit behandelt, doch man hat mich als Fremden angesehen.

Auch Max Weber hatte die Lage nicht ändern können. Der frühe Tod dieses genialen Mannes war ein schweres Unglück für Deutschland. Wenn Weber länger gelebt hätte, dann hätte ~~er~~ das deutsche Volk heute auf das Beispiel eines 'Ariers' hinweisen können, den auch der Nationalsozialismus nicht beugen konnte. Doch auch dieser grosse Geist hatte das Schicksal nicht wenden können.

Ich habe in den beiden deutschen Gesellschaften auch Männer getroffen, deren Umgang mir viel gegeben hat. Ich gedenke da vor allem Max Scheler's, des Philosophen und Soziologen. Dann waren da Leopold von Wiese, der ^Aölnher Soziologe, der Frankfurter Albert Hahn und Moriz Bonn. Im Jahre *Bonn* 1926 bin ich auf der Wiener Tagung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie Walter Sulzbach und seiner Frau Maria Sulzbach-Fuerth begegnet, mit denen mich seit Jahren innige Freundschaft verbindet. Dann möchte ich noch andere nennen, so Wilhelm Roepke, Alexander Rüstow, und Goetz Briefs, Georg Halm und Richard Passow. Der feinsinnige Historiker Eberhard Gothein und der scharfblickende, aufrechte Ludwig Pohle sind leider schon dahingegangen.

Zweimal war davon die Rede, mich an eine deutsche Hochschule zu berufen. Im Jahre 1925 handelte es sich um die Universität Kiel, im Jahre 1928 (oder war es 1927?) um die Handelshochschule Berlin. Beide Male wurde sofort eine leidenschaftliche Agitation der Statisten und Sozialisten gegen mich entfesselt und die Berufung unterblieb. Ich hatte es nicht anders erwartet. Ich passte nicht zum Lehrer der königlich preussischen Polizeiwissenschaft.

~~XII~~ 113

FORTFUHRUNG der STUDIEN über den Indirekten TAUSCH

In der "Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel" hatte mich manches nicht befriedigt. Ich empfand die Notwendigkeit diese Unzulänglichkeit auszuwetzen.

Weder die Kritik, die mein Buch gefunden hatte, noch die Arbeiten, die andere über die Probleme des indirekten Tausches seit 1911 veröffentlicht haben, haben das, was ich vorgebracht hatte, irgendwie erschüttern können. Ich verdanke den Arbeiten von B. M. Anderson, T. E. Gregory, D. H. Robertson, Albert Hahn, Hayek and Nachlup viel Anregungen. Sie haben mir Anlass ^{be}gegen, meine Theorie neu ^{ihre}durchzuarbeiten und die Formulierung zu verbessern, sie haben aber doch auch dort, wo sie meinen Auffassungen entgegengetreten, den Kern meiner Lehre eher bestätigt als abgelehnt. Aus den Schriften dieser Männer habe ich nicht nur Belehrung geschöpft, ich habe in ihnen auch den Trost gefunden, als Nationalökonom nicht allein zu stehen und nicht bloss für die Bibliotheken zu arbeiten.

Im Übrigen war freilich das, was in den letzten dreissig Jahren über Geld- und Kreditprobleme veröffentlicht wurde, ziemlich belanglos. Der Verfall des wissenschaftlichen Denkens war erschreckend. Von manchen der in dieser Zeit ersachienenen Arbeiten kann man sagen, dass sie im Grossen und Ganzen annehmbar sind, mag auch einiges unhaltbar erscheinen und mag auch die Darstellung Mängel aufweisen.

Soch die Mehrzahl der Bücher und Artikel sind vollkommen wertlos.

Dieses strenge Urteil trifft in erster Linie alle diejenigen ~~Ättika~~ Arbeiten, die glauben 'Fehler' aufzeigen zu können, die die 'orthodoxe' Theorie nicht zu erklären vermögen oder die ihr widersprechen. Die Verfasser halten die Fehler für neu und unerhört, weil sie die Währungs- und Bankgeschichte schlecht kennen. Sie vermögen es nicht, diese Fakten mit den Mitteln der 'orthodoxen' Theorie zu erklären, weil ihnen Kenntnis der Theorie und wissenschaftliches Denken abgehen.

Ich glaube, dass es eine wichtige Aufgabe wäre, Tag für Tag das Schrifttum über nationalökonomische Probleme zu verfolgen und jeder unsinnigen und unwichtigen Darlegung sofort mit gründlicher Kritik entgegenzutreten. Man würde damit freilich die Wiederholung der alten Irrtümer nicht verhindern. Doch man würde dem Publikum, das sich für nationalökonomische Fragen interessiert, einen grossen Dienst erweisen. Ich habe wiederholt mit Freunden die Gründung einer Zeitschrift erwogen, die diesem Zwecke zu dienen hätte. Es war uns jedoch nicht möglich einen Verleger zu finden, der ohne finanzielle Beihilfe die Herausgabe übernommen hätte.

Ich bin übrigens der Meinung, dass die Widerlegung der gangbaren Irrlehren vor allem den Gegenstand der Doktor-

arbeiten der Jünger unserer Wissenschaft zu bilden hatte. Die geringste Anforderung, der ein Nationalökonom entsprechen muss, ist doch die, dass er es versteht, Irrtümer zu erkennen und kritisch zu widerlegen. Ich habe mitunter Arbeiten dieser Art angeregt.

Ich will hier nur eine erwähnen, weil die schwierigen Verhältnisse, die 1920 in Österreich geherrscht haben, ihre Veröffentlichung durch den Druck verhindert haben. Es ist die Arbeit, mit der Helene Lieser das erste Doktorat der Staatswissenschaften erwarb, das eine österreichische Universität verliehen hat. Die Dissertation behandelte die Währungsreform Vorschläge, die in Österreich in den Jahren der Bankozettel-Entwertung gemacht worden waren. Sie zeigte, dass die meisten der um 1920 in den europäischen Ländern erörterten Reformprojekte nicht so neu waren, wie ihre Urheber glauben machen wollten.

Ich habe im Seminarunterricht jede Gelegenheit, die sich bot, ergriffen, um die gangbaren Irrlehren zu widerlegen. Doch ich habe weder Zeit noch Neigung gehabt, meine schriftstellerische Tätigkeit der neuerlichen Widerlegung hundertmal widerlegter Irrtümer zu widmen. Ich bedauere ^{viel} eher, dass ich zu von meiner beschränkten Arbeitskraft im Kampfe gegen die Pseudonationalökonomie verausgabt habe. In Stunden ruhiger Überlegung habe ich mir immer wieder vorgenommen, mich nach dem Satz Spinoza's zu richten: veritas

norma sui et falsi est. Doch mein Temperament hat mich immer wieder hingerissen.

Ich habe in der Inflationszeit mehrere Aufsätze veröffentlicht, die das Wesen der Geldentwertung darlegen und die Zahlungsbilanztheorie der Devisenkurse widerlegen sollten. Abgesehen von dem schon erwähnten Aufsatz über die Quantitätstheorie schrieb ich für die "Mitteilungen des Vereins österreichischer Banken und Bankiers", die inzwischen in eine jedermann zugängliche Zeitschrift umgewandelt worden war, über "Zahlungsbilanz und Devisenkurse." In den "Schriften des Vereins für Sozialpolitik" schrieb ich über die "Geldtheoretische Seite des Stabilisierungsproblems." Der Aufsatz wurde vom Vereinsausschuss mehrere Monate liegen gelassen, weil die Herren es für bedenklich ansahen, der offiziellen These, dass die Entwertung der Mark durch die Reparation und durch das "Loch im Westen" hervorgerufen worden sei, entgegenzutreten. Er konnte erst im Sommer 1923 versendet werden. Das war schon mein zweiter Beitrag zu den Vereinsschriften. 1919 hatte ich für einen Band über das Anschlussproblem einen Aufsatz beige-steuert über den "Wiedereintritt Deutsch-Österreichs in das Deutsche Reich und die Währungsfrage."

In der zweiten Auflage der "Theorie des Geldes und der Umlaufmittel" und in der 1928 veröffentlichten kleinen Schrift "Geldwertstabilisierung und Konjunkturpolitik" hatte ich meiner Konjunkturlehre eine Fassung gegeben, die sie erst zu

einer vollkommenen Erklärung des Konjunkturwechsels macht. Der Aufschwung wird durch die Kreditausweitung ausgelöst. Doch was führt die Kreditausweitung herbei? Auf diese Frage hatte ich in der ersten Auflage keine Antwort gegeben. Seither hatte ich die Antwort gefunden. Die Banken wollen durch die Kreditausweitung den Zinssatz senken; die Wirtschaftspolitik, die 'billiges Geld' will und glaubt, dass Kreditausweitung das geeignete Mittel zur Erreichung dieses Ziels sei, ermutigt dieses Verfahren und bemüht sich, die institutionellen Bedingungen für seine Anwendung zu schaffen.

Die Abfassung meiner "Nationalökonomie" bot mir die Gelegenheit, meine geld- und banktheoretischen Auffassungen nochmals durchzudenken und in neuer Form darzustellen.

In meinem Geldbuche hatte ich die Kritik des allgemein verwendeten Gedankenbildes eines ohne Geldgebrauch nur direkt tauschenden Marktes nur in jener Richtung geführt, die die Ablehnung der Lehre von der Neutralität des Geldes erforderte. Mit der Problematik der Geldrechnung hatte ich mich nur soweit befasst, als es für die Untersuchungen der sozialen Begleiterscheinungen der Geldwertveränderungen notwendig war. Alles Weitere musste der Theorie des direkten Tausches vorbehalten bleiben. Doch den Grundgedanken brachte schon das Geldbuch: es gibt wohl Werten und Wertung, doch keine Wertmessung und keine Wertrechnung; die Marktwirtschaft rechnet mit den Geldpreisen. Das war nicht neu; es war nur

das, was sich aus den Lehren der subjektivistischen Wertlehre mit zwingender Notwendigkeit ergab. Gossen hatte auch schon angedeutet, welche Konsequenzen daraus für die Theorie einer sozialistischen Wirtschaft zu ziehen sind. Pierson, dessen Abhandlung ich erst viele Jahre später in Hayek's Übersetzung kennen lernte, hatte Gossen's Gedanken wiederholt.

Als ich nun an die Ausarbeitung meines Buches über den Sozialismus schreiten wollte, war ich genötigt, dieses Stück aus der Grundlegung der Katallaktik gesondert darzustellen. Eine Theorie des Sozialismus, die ihren Mittelpunkt nicht in der Behandlung des Problems der Wirtschaftsrechnung findet, wäre einfach unsinnig. So habe ich denn 1919 den Aufsatz über "die Wirtschaftsrechnung im sozialistischen Gemeinwesen" verfasst und in der Nationalökonomischen Gesellschaft vorgetragen. Einer Anregung meiner Freunde folgend habe ich ihn 1920 im "Archiv für Sozialwissenschaft" veröffentlicht. In die "Gemeinwirtschaft" ist er in um wenig veränderter Gestalt übergegangen.

Alle Versuche, die Schlüssigkeit meiner Ausführungen zu entkräften, waren schon darum zum Scheitern verurteilt, weil sie nicht bis zum werttheoretischen Kern des Problems vorgedrungen sind. Alle diese Bücher, Abhandlungen und Aufsätze wollen den Sozialismus retten. Sie wollen zeigen, dass

es doch möglich sei, ein sozialistisches Gemeinwesen zu konstruieren, in dem in der Wirtschaft gerechnet werden kann. Sie haben garnicht gesehen, dass man mit der Frage beginnen muss, wie man im Wirtschaften, das immer in einem Vorziehen und Zurückstellen, also in einem Für-Ungleich-Halten besteht, überhaupt zu einem Für-Gleich-Halten und Gleichsetzen gelangt. So konnten sie auf den absurden Gedanken verfallen, die Gleichungen der mathematischen Katalektik, die ein Gedankenbild umschreiben, aus dem das Handeln eliminiert wurde, als Ersatz für die in Gold abrollende Rechnung der Marktwirtschaft zu empfehlen.

Ich habe erst in meiner "Nationalökonomie" die Gelegenheit gehabt, die Problematik der Wirtschaftsrechnung in ihrer vollen Bedeutung darzulegen. In der Zwischenzeit habe ich mich damit begnügen müssen, die Irrtümer und Widersprüche der vorgebrachten Vorschläge für sozialistische Wirtschaftsrechnung aufzuweisen. Erst durch die Ausführungen des dritten Teils meiner "Nationalökonomie" hat meine Geldlehre (1940) ihren Abschluss gefunden. Ich habe damit den Plan durchgeführt, den ich 35 Jahre früher gefasst hatte; ich habe die Lehre vom indirekten Tausch mit der Lehre vom direkten Tausch in einem einheitlichen System des menschlichen Handelns vereinigt.

XII. Die Systeme Gesellschaftlicher Kooperation.

Die Lehre von der Unmöglichkeit einer sozialistischen Wirtschaftsrechnung bildet den Kern meiner "Gemeinwirtschaft", deren erste Auflage 1922 herauskam. Die "Gemeinwirtschaft", der 1927 veröffentlichte "Liberalismus" und die 1929 zu einem Bande unter dem Titel "Kritik des Interventionismus" vereinigten Aufsätze bilden zusammen eine umfassende Behandlung der Probleme gesellschaftlicher Kooperation. Ich untersuche darin alle denkbaren Systeme der Kooperation von Menschen und prüfe ihre Wirkungsmöglichkeiten. Auch diese Untersuchungen haben in der "Nationalökonomie" ihren Abschluss gefunden. Ich hatte noch einen weiteren Aufsatz für die Sammlung "Kritik des Interventionismus" bestimmt, nämlich den 1929 in der "Zeitschrift für Nationalökonomie" unter dem Titel "Verstaatlichung des Kredits?" veröffentlichten Aufsatz. Die Redaktion der Zeitschrift hatte ihn jedoch verlegt und ihn erst wiedergefunden, als jener Band schon fertig vorlag.

Ich glaube, dass die Lehren, die ich in diesen Arbeiten vorgetragen habe, unanfechtbar sind. Ich hatte in die Behandlung der Probleme einen neuen Gesichtspunkt gebracht, den einzigen, der eine wissenschaftliche Untersuchung dieser politischen Fragen möglich macht. Ich fragte nach der Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Massnahmen, d.h. danach, ob die Zwecke, die die, welche diese Massnahmen empfehlen oder

setzen, die sie zu erreichen suchen, auch wirklich erreicht werden können. Ich habe gezeigt, dass die Beurteilung der einzelnen Systeme gesellschaftlicher Kooperation von willkürlich gewählten Standpunkten belanglos ist, und dass es nur darauf ankommt, was das System leisten kann. Alles, was man vom Standpunkt der Religionen, der verschiedenen Systeme heteronomer Ethik, des positiven Rechts und des Naturrechts und der Anthropologie über diese Dinge zu sagen pflegt, erweist sich als Ausdruck subjektiver Werturteile.

Ein ganz anderes ist es, wenn man die Behauptung vertritt, die Entwicklung der auf dem Sondereigentum an den Produktionsmitteln beruhenden Wirtschaftsordnung treibe über das Sondereigentum hinaus unentrinnbar entweder zum Sozialismus oder zum Interventionismus. Wenn das richtig wäre, dann würde damit noch immer nicht der Gegenbeweis gegen meine Darlegungen erbracht worden sein. Weder Sozialismus noch Interventionismus können dadurch sinnvoll und zweckmäßig werden, dass der Weg der Geschichte notwendig in sie mündet. Wenn die "Rückkehr zum Kapitalismus" wirklich ausgeschlossen ist, wie man allgemein behauptet, dann ist das Schicksal unserer Kultur besiegelt. Ich habe aber gezeigt, dass die Lehre von der Unentrinnbarkeit des Sozialismus oder des Interventionismus unhaltbar ist. Der Kapitalismus hebt sich nicht selbst auf. Die Menschen wollen ihn abschaffen, weil sie im Sozialismus oder im Interventionismus das Heil erblicken.

Ich habe manchmal die Hoffnung gehegt, dass meine Schriften eine praktische Wirkung erreichen und der Politik den Weg weisen werden. Ich habe immer nach den Anzeichen eines ideologischen Wandels Umschau gehalten. Doch ich habe mich eigentlich nie darüber getauscht, dass meine Theorien den Niedergang der grossen Kultur erklären, ihn aber nicht aufhalten. Ich wollte REformer werden, doch ich bin nur der Geschichtsschreiber des Niedergangs geworden.

Ich habe in meinen Arbeiten über die gesellschaftliche Organisation viel Zeit und Muhe auf die Auseinandersetzung mit den Sozialisten und Interventionisten aller Spielarten und Richtungen verwendet. Der Gegenstand - - die Zurückweisung zweckwidriger Reformvorschläge - - erforderte dieses Vorgehen.

Man hat mir vorgehalten, ich hätte die psychologische Seite des Organisationsproblems nicht beachtet. Der Mensch habe auch eine Seele; diese Seele fühle sich im Kapitalismus unbehaglich und würde eine Minderung der materiellen Lebenshaltung in Kauf nehmen, wenn sie eine sie besser befriedigende Arbeitsordnung eintauschen könnte.

Es ist wichtig, zunächst festzustellen, dass dieses Argument (wir wollen es das Herz-Argument nennen) mit dem ursprünglichen und auch heute noch von den Sozialisten und Interventionisten vertretenen Argument, das wir das Kopf-

Argument nennen wollen, nicht verträglich ist. Das Kopf-Argument erblickt gerade darin, dass der Kapitalismus die volle Entfaltung der Produktionskräfte hindert, die Rechtfertigung des sozialistischen Programms. Die sozialistische Produktionsweise werde die Ergiebigkeit der Produktion unermesslich steigern und damit die Bedingung setzen, die reiche Versorgung aller ermöglichen wird. Der Marxismus ist ganz auf dem Kopf-Argument aufgebaut. Vor Lenin haben die Marxisten nie behauptet, dass der Übergang zum Sozialismus die Lebenshaltung der Massen während einer Übergangsperiode herabsetzen werde. Sie haben sofortige Verbesserung der materiellen Lage der Massen angekündigt, wenn sie auch mitunter hinzugefügt haben, dass der volle Segen der sozialistischen Produktionsweise erst im Laufe der Zeit wirksam werden kann. Das Herz-Argument ist schon eine Stellung im Rückzugskampfe des Sozialismus. Es ist ein Erfolg der am sozialistischen Programm geübten Kritik, dass die Sozialisten sich genötigt sehen, dieses Argument zu verwenden.

Für die Beurteilung des Herz-Arguments ist selbstverständlich das Ausmass der durch die sozialistische Produktionsordnung bewirkten Wohlstandssenkung entscheidend. Da darüber nichts, was objektiv feststellbar und exact messbar wäre, gesagt werden kann, könnte der Streit zwischen Anhängern und Gegnern des Sozialismus nicht wissenschaftlich ausgetragen werden. Die Nationalökonomie könnte die

Auseinandersetzung nicht klären.

Ich habe nun der Behandlung dieser Probleme eine Wendung gegeben, die die Verwendung des Herz-Arguments nicht mehr zulässt. Wenn sozialistische Wirtschaftsordnung zu einem Chaos führen muss, weil in ihr nicht gerechnet werden kann, und wenn Interventionismus die Ziele nicht erreichen kann, die seine Befürworter durch ihn erreichen wollen, dann ist es belanglos mit dem Herz-Argument zu Gunsten dieser sinnwidrigen Systeme zu kommen.

Ich habe nie bestritten, dass seelische Faktoren die Volkstümlichkeit der antikapitalistischen Politik erklären. Doch unzweckmässige Vorschläge und Massnahmen können durch derartige seelische Faktoren nicht zweckmässig werden. Wenn die Menschen den Kapitalismus "seelisch" nicht ertragen können, dann wird die kapitalistische Kultur untergehen.

Man hat mir vorgehalten, dass ich die Rolle, die Logik und Vernunft im Leben spielen, überschätzt hätte. In der Theorie gäbe es ein entweder-oder. Das Leben aber bestehe aus Kompromissen. Was in der wissenschaftlichen Betrachtung als unverträglich erscheint, vermische sich mitunter in der Praxis zu einem brauchbaren Gebilde. Die Politik werde schon eine Verbindung widerstrebender Prinzipien zu finden wissen. Die Lösung werde vielleicht unlogisch, irrational und vernunftwidrig genannt werden dürfen, sie

werde aber fruchtbar sein. Darauf allein aber komme es doch an.

Die Kritiker irren. Die Menschen wollen das, was sie für zweckmassig halten, ganz durchführen. Nichts liegt ihnen ferner als Halbheit in der Verwirklichung des Wünschbaren. Man berufe sich da nicht auf die geschichtliche Erfahrung. Es ist richtig, dass Religionen, die die Abkehr vom weltlichen Treiben forderten, sich mit dieser Welt ganz gut vertragen haben. Doch die rigorosen Lehren des Christentums und des Buddhismus haben nie die Geister beherrscht. Das, was von den strengen Lehren dieser beiden Religionen in den Gehalt des volkstümlichen Glaubens überging, stand der Betätigung im diesseitigen Leben nicht im Wege. Die Erfüllung der religiösen Gebote blieb den Mönchen vorbehalten. Selbst die Kirchenfürsten des Mittelalters liessen sich in ihrem Handeln in keiner Weise durch Rücksichtnahme auf die Gebote der Bergpredigt und andere evangelische Anordnungen beeinflussen. Die kleine Schar derer, die es mit Christentum oder Buddhismus ernst nahm, schied aus dem weltlichen Treiben aus. Das Leben der anderen war kein Kompromiss, es war einfach unchristlich und unbuddhistisch.

Heute stehen wir vor einem anders gearteten Problem. Die Massen sind sozialistisch oder interventionistisch, in

jedem Fall antikapitalistisch. Der Einzelne will nicht seine Seele vor der Welt retten; er will die Welt umgestalten. Er will bis ans Ende gehen. Die Massen sind in ihrer Konsequenz unerbittlich; sie werden eher die Welt zerstören als sich ein Jota von ihrem Programm rauben lassen.

Man beruhige sich auch nicht mit dem Hinweis darauf, dass es in der vorkapitalistischen Vergangenheit stets Interventionismus gegeben hat. Damals lebten eben weit weniger Menschen auf der Erdoberfläche, und die Massen waren mit einer Lebenshaltung zufrieden, die sie heute nicht hinnehmen würden. Vom Kapitalismus kann man nicht einfach in ein verflossenes Jahrhundert zurückkehren.

XIII. STUDIEN ZUR WIRTSCHAFTSLEHRE.

Auf den Trummern des alten Kirchenglaubens haben sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts verschiedene Sekten eingestellt, die ihren Anhängern "Ersatz" für den verlorenen Glauben bieten wollten. Die dauerhafteste dieser Sekten ist der Positivismus, 'the incongruous insistence of bad science and eviscerated papistry', wie Huxley (Coll. Essays, vol. V, p. 225) ihn genannt hat. In den katholischen Ländern fand der Positivismus als Reaktion gegen die kirchliche Praxis viele inbrünstige Jünger. In Wien, der Stadt des heiligen Clemens Maria Hofbauer und seines Griesknödelwunders, meinte man, recht frei und vorurteilslos zu sein, wenn man Positivist war.

Man pflegt dem Positivismus die Ausbildung der Soziologie zum Verdienst zu rechnen. Richtig ist, dass Auguste Comte den Ausdruck Soziologie geprägt hat. Doch das, was man unter dem Namen Soziologie betreibt, hat, soweit es nicht unsinniges Geschwatz ist, mit dem positivistischen Programm einer aus der Erfahrung mit den Methoden der Newton'schen Physik abgeleiteten Geisteswissenschaft vom menschlichen (gesellschaftlichen) Handeln nichts zu tun. Es ist Ethnographie, Kulturgeschichte und Psychologie und bedient sich der alten Methoden der historischen Geisteswissenschaften. Von der Geisteswissenschaft vom menschlichen Handeln, deren Geschichte mit der klassischen Nationalökonomie beginnt,

wollte Comte nichts wissen, und die Adepten blieben darin dem Meister treu.

Die deutschen Universitäten haben den Positivismus abgelehnt und ihre Tore ~~für~~ der Soziologie lange verschlossen. Diese Gegnerschaft hatte nur wenig mit wissenschaftlicher Überlegung zu tun; sie war politischer Natur. Als der Positivismus anfang, Erfolge zu erreichen, hatte die deutsche Wissenschaft bereits eine feindselige Stellung gegen das Gedankengut des Westens bezogen. Sie lehnte den Positivismus ab, weil er aus Frankreich kam. Die Haltung gegenüber dem Kernsatz des Positivismus blieb dabei schwankend. Es ist bemerkenswert, dass der Historismus der Schmoller-Schule die Auffassung vertreten hat, man hätte die Gesetze der Nationalökonomie aus der wirtschaftsgeschichtlichen Erfahrung abzuleiten.

Inzwischen muss man feststellen, dass die letzte grosse Leistung der deutschen Wissenschaftslehre aus der Beschäftigung mit den Problemen hervorgegangen ist, die der Positivismus zwar nicht aufgeworfen, doch in besonders herausfordernder Weise formuliert hat. Die Grundsteine zur Lehre vom geisteswissenschaftlichen Verstehen wurden von Denkern gelegt, die vor Comte schrieben oder Comte nicht kannten; ihre Ausbildung ist jedoch als Antwort auf den Positivismus und - - nicht minder - - auf den historischen Materialismus

der Marxisten erfolgt.

Ich habe daher zur Zeit, als ich an die Universität kam, keine Möglichkeit einer nationalökonomischen Wissenschaft gesehen. Wirtschaftsgeschichte müsse mit den Mitteln und Methoden der historischen Disciplinen betrieben werden und könne nie zu nationalökonomischen Gesetzen führen. Ausserhalb der Wirtschaftsgeschichte gebe es am Wirtschaftlichen nichts, was zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Behandlung gemacht werden könnte. Es konnte keinen folgerichtigeren Anhänger des Historismus geben als mich.

In die Geschlossenheit dieser Wissenschaftstheorie kam ein unheilbarer Riss, als ich die Nationalökonomie wirklich kennen lernte. Ich wusste mir nicht zu helfen. Die Schriften des Methodenstreits - - auch das prachtvolle Werk Menger's - - befriedigten mich nicht. Noch schwerer enttäuschte mich John Stuart Mill. Cairnes und Senior habe ich erst viele Jahre später kennen gelernt.

Ich habe mich damit zu trösten gesucht, dass es vor allem darauf ankomme, in der Wissenschaft selbst weiterzukommen, und dass die Probleme der Methodologie minderwichtig seien. Doch ich habe die Unhaltbarkeit dieser Auffassung bald einsehen müssen. Mit jedem Problem tritt dem Nationalökonom die Grundfrage entgegen : woher stammen diese

Sätze, was ist ihre Tragweite, in welchem Verhältnis stehen sie zur Erfahrung und zur "Wirklichkeit" ? Das sind nicht Probleme der Methode oder gar der Forschungstechnik, das sind die Grundfragen. Kann man ein deduktives System aufbauen, ohne die Frage gestellt zu haben, worauf man baut?

Ich habe vergebens in den Schriften der Lausanner und in denen der angelsächsischen Schule nach Aufklärung gesucht. Auch da begegnete man derselben Unsicherheit und demselben Schwanken zwischen unverträglichen Auffassungen. Dass dieser Zustand zu einem Niedergang des nationalökonomischen Denkens führen musste, war nicht erstaunlich. Der Institutionalismus auf der einen Seite und die inhaltslose Dogmatik der mathematischen Schule sind das Ergebnis dieser Verhältnisse.

Ich habe lange gezögert, mit Untersuchungen der Grundprobleme vor die Öffentlichkeit zu treten, weil ich mir dessen bewusst war, dass diese Dinge weit über das nationalökonomische Feld hinausgehen. In der Tat handelt es sich dabei um die Erschliessung eines neuen Gebiets der Wissenschaftslehre und der Logik.

Logik und Epistemologie haben sich bisher nur mit dem erfahrungswissenschaftlichen Denken der Naturwissenschaften und mit dem deduktiven System der Mathematik befasst. Geschichte war für sie einfach "nicht Wissenschaft". Die

Nationalökonomie wurde zunächst garnicht beachtet. Als man sie endlich einbeziehen musste, begnügte man sich mit der Feststellung, dass sie die Lehre von der wirtschaftlichen Seite des menschlichen Handelns sei. Abgesehen davon, dass diese Lehre vom homo oeconomicus auf die subjektivistische Wertlehre ganz unanwendbar ist, ist damit die Frage nicht gelöst, woher denn dieses Wissen vom "rein wirtschaftlichen" Verhalten stammt.

Es war ein ungeheurer Fortschritt, als man die Eigenart der historischen Geisteswissenschaften erkannte und die Lehre vom Verstehen und von den Idealtypen entwickelte. Dass anrühige Metaphysiker unter dem ^{Dach} Druck dieser neuen Theorie eine Zuflucht suchten, berührt den Wert dieser Entdeckung nicht. Keinen Baumeister trifft die Verantwortung für das Verhalten derer, die sich in dem von ihm entwickelten Bau einnisten. Bedenklicher war, dass ein Mann vom Range Max Weber's nun auch die nationalökonomischen Sätze zu Idealtypen zu stempeln suchte.

Ich habe meine Theorie in einer Reihe von kritischen Aufsätzen entwickelt, deren erster 1928 veröffentlicht wurde. Im Jahre 1933 wurden diese Abhandlungen unter dem Titel "Grundprobleme der Nationalökonomie" zu einem Bande vereinigt, der durch einen vorher noch nicht gedruckten Aufsatz eröffnet wurde. In der "Nationalökonomie" habe ich dann auch diese Dinge noch einmal zusammengefasst.

In dem 1928 erstmals veröffentlichten Aufsatz habe ich die Unterscheidung zwischen wirtschaftlichem und nicht wirtschaftlichem Handeln zu beseitigen gesucht. Die Befreiung von diesem Gespenst hat dem Wesen nach schon die subjektivistische Wertlehre gebracht; doch "enger und Böhm haben aus ihrer Grundeinstellung nicht alle Folgerungen gezogen, die man aus ihnen ziehen muss.

Der nächste Aufsatz befasste sich unter dem Titel "Soziologie und Geschichte" mit der Untersuchung von theoretischer Wissenschaft vom menschlichen Handeln und Geschichte. Ich habe dabei den Fehler begangen, zur Bezeichnung der Theorie des menschlichen Handelns den Ausdruck "Soziologie" zu gebrauchen. Ich hätte den Ausdruck "Praxeologie" verwenden sollen. Das, was man heute allgemein Soziologie nennt, ist nicht theoretische, sondern historische Wissenschaft. Max Weber hatte durchaus Recht, wenn er das, was er als Soziologie ansah, als Kulturwissenschaft oder Geisteswissenschaft betrachtete und von dieser Soziologie sagte, dass sie mit der Bildung von Idealtypen arbeite. Sein Irrtum lag darin, dass er dieser Soziologie auch viele praxeologische Elemente zurechnete und dass er die Nationalökonomie zu den Wissenschaften rechnete, die mit der geisteswissenschaftlichen Methode des Verstehens arbeiten. Mein Aufsatz war in erster Linie gegen Max Weber's Wissenschaftslehre gerichtet. Ich fand an ihr zwei Dinge aussetzen: die Verkennung der epistemologischen Eigenart der

x Translated into English 1960, by George Reisman, published 1960 by Van Nostrand, Princeton

Nationalökonomie und die Unterscheidung von rationalem und von anderweitig orientiertem Handeln.

In einem dritten Aufsatz stellte ich dem Verstehen der historischen Geisteswissenschaften das Begreifen der ^aPraxeologie und der Nationalökonomie entgegen. Schliesslich habe ich in der Abhandlung, die den Band "Grundprobleme der Nationalökonomie" einleitet, den apriorischen Charakter der praxeologischen Erkenntnis nachgewiesen. Ich habe damit die epistemologische Folgerung aus der wissenschaftlichen Entwicklung gezogen, die im 18. Jahrhundert mit der Entdeckung der Gesetzmässigkeit im Ablauf der Markterscheinungen begonnen hat.

Ich war mir dabei wohl bewusst, dass meine Lehre zunächst auf Ablehnung stossen wird. Die positivistische Voreingenommenheit der Zeitgenossen ist mir sehr gut bekannt. Der herrschende Panphysitalismus ist blind für die Grundprobleme der Wissenschaftslehre. Er empfindet schon die biologischen Probleme als "Störung" seines Weltbildes. Alles Ubrige ist für diese Fanatiker sinnlose Metaphysik, die mit Scheinproblemen tandelt. Man darf die Ausschreitungen dieses Neopositivismus nicht durch die nicht weniger bedauerlichen Begriffsdichtungen der idealistischen Philosophie entschuldigen oder gar als "wohlthätige" Reaktion ansehen. Es ist wohl die Aufgabe des Dogmenhistorikers, den Irrtum zu verstehen und damit zu erklären. Doch kein Verstehen kann

dem Irrtum im Kampfe gegen eine befriedigende^{re} Auffassung ein Argument liefern. Ich glaube den Positivismus historisch zu verstehen; doch^{das} hat mit der Frage, ob seine Antworten brauchbar sind, nichts zu tun.

Ich bin mir darüber klar, dass es nicht möglich sein wird, die Volkstümlichkeit der positivistischen Metaphysik durch die Darlegung der epistemologischen Eigenart der Wissenschaft vom menschlichen Handeln zu erschüttern oder gar zu beseitigen. Die nationalökonomischen Probleme sind viel zu kompliziert, als dass sie jemals der Menge in der Art vertraut werden könnten, in der Physik und Biologie in den Stoff der allgemeinen Bildung einzugehen vermögen. Der Positivismus hat die klassische Physik den Massen mundgerecht gemacht, der Neopositivismus besorgt dasselbe für den augenblicklichen Stand der physikalischen Lehren. Beide vergrößern und vereinfachen ungefähr in der Art, in der das Schlagwort "der Mensch stammt vom Affen ab" den Darwinismus für den Alltag umgeformt hat. Es wird noch geraume Zeit verstreichen, ehe die Menschen auf solche rohe Vereinfachungen verzichten werden. Solange wird es immer eine Popularphilosophie für den Gebrauch des Spiessers geben.

Eine andere Frage ist es, ob sich die kleine Zahl der Denkenden mit dem System des Empirizismus zufrieden geben wird. Ich will dabei ganz davon absehen, dass dieses System die Wissenschaften vom menschlichen Handeln einfach

nicht sehen will und sich damit, entgegen seinem mit Emphase betonten Grundsatz, einer Tatsache verschliesst, weil sie nicht in das System passt. Doch kann man auf die Dauer mit dem auskommen, was der Positivismus über die logischen Grundregeln aussagt?

Man mag die Lehrsätze der Logik als willkürlich gewählte Konventionen bezeichnen, die sich als zweckmässig oder brauchbar erwiesen haben. Doch damit verschiebt man nur das Problem, ohne es einer Lösung näher zu bringen. Man mag behaupten, dass die Menschen es mit verschiedenen willkürlich gewählten Regeln versucht haben und schliesslich an denen festgehalten haben, die sich als zweckmässig bewährt haben. Doch im Hinblick auf welchen Zweck erschienen diese Regeln als zweckmässig? Wenn man diese Frage aufwirft, ist man wieder beim Problem der geistigen Beherrschung der Dinge der Aussenwelt, bei dem Problem der Erklärung und bei dem der Wahrheit angelangt. Darum ist auch der Versuch, das Problem der Wahrheit durch die Berufung auf irgendwelche Zweckmässigkeit auszuschalten, vergebens.

Sind diese logischen Grundregeln in dem Sinne als willkürlich gewählt zu bezeichnen, dass man auch andere Grundregeln mit dem gleichen Erfolg im Hinblick auf den "Zweck" hätte wählen dürfen? Nein, gewiss nicht. Die Grundrelationen, die die Logik zur Verknüpfung von Aussagen verwendet, sind in dem Sinne notwendig und dem menschlichen Den-

ken unentrinnbar, dass Grundrelationen, die mit ihnen un^{er}-
 träglich sind, undenkbar sind. Die Kategorie der Negation
 ist nicht willkürlich gewählt; sie ist dem Denken notwen-
 dig. Es gibt kein Denken, das ohne sie auszukommen ver-
 möchte. Doch selbst wenn wir annehmen wollten, dass die
 Unterscheidung von Ja und Nein aus der Erfahrung gewonnen
 wurde oder, einmal willkürlich gesetzt, sich in der Erfah-
 rung bewährt hat, hat man noch nicht die Behauptung wider-
 legt, dass logisch vor allem Denken die Fähigkeit steht, Ja
 und Nein zu erfassen.

Man hat die Grundⁿannahmen der Logik als Spielregeln be-
 zeichnet. Dann muss man aber hinzufügen, dass dieses Spiel
 unser Leben ist, dass wir in dieses Spiel hineingeboren
 werden und es spielen müssen, solange wir leben, und dass es
 ein zweites Spiel, das andere Regeln beobachten würde, für
 uns Menschen nicht gibt.

Die Praxeologie ist besonders berufen, die Irrtümer
 des Konventionalismus aufzudecken, weil sie beim Kult des
 Wortfetisch "Zweck" nicht mittun kann. Der Zweck des Han-
 delns ist die Erreichung eines Erfolgs in der Welt, die
 unsere Umwelt ist. Zweckmassigkeit ist mithin in jedem
 Falle eine Anpassung an die Bedingungen dieser Welt und
 ihrer Ordnung. Wenn aus unserem Geiste Spielregeln er-
 wachsen können, die für diese Anpassung brauchbar sind,

dann sind nur zwei Auswege der Erklärung offen: Entweder ist in unserem Geiste ein Etwas, das dieser Umwelt zugeordnet ist und uns ihre Erfassung ermöglicht, ein a priori. Oder aber die Umwelt drängt unserem Geist die Regeln auf, die ihre Behandlung ermöglichen. In keinem Fall bleibt ein Raum für Willkür und Konvention. Die Logik ist entweder ein in uns Wirkendes oder ein in uns Bewirktes. Sie wirkt aus uns in die Welt oder die Welt wirkt durch sie in uns. Sie ist der Welt, der Wirklichkeit, der Realität, dem Leben zugeordnet.

Es ist überhaupt nicht ersichtlich, was durch die hartnäckige Bestreitung des a priori eigentlich erreicht werden soll. Auch wenn wir annehmen wollen, dass die Erfahrung uns zur Erfassung der Kategorie Mittel-Zweck führt, bleibt doch noch die Frage offen, was in uns dieser Erfahrung so entgegenkommt, dass wir überhaupt erfahren und zwar derart erfahren, dass ein anderes Ergebnis als schlechthin unsinnig erscheint. Was hat es für einen Sinn, zu sagen, diese Kategorie hätten wir durch Erfahrung gewonnen, wenn wir nicht anzugeben wissen, zu welchem anderem Ergebnis andere Erfahrung hätte führen können. Wenn ich sage, die Erfahrung habe gezeigt, das A rot sei, so bekommt das Sinn dadurch, dass auch ein anderes Ergebnis der Erfahrung unserem Geist fassbar wäre. Wenn aber gesagt wird, die Erfahrung habe uns zur Kategorie der Negation oder zur Kate-

gorie Mittel-Zweck geführt, dann ist das sinnlos; denn was hätte andere Erfahrung uns lehren können?

⁽⁵⁾ Daselbe gilt aber auch vom Conventionalismus. Welche andere "Spielregel" käme dann an Stelle einer der logischen Grundannahmen oder des praxeologischen Grundbegriffs Handeln in Frage? Man könnte ein Spiel spielen, das sich vom üblichen Schachspiel dadurch unterscheidet, dass eine der Spielregeln durch eine beliebige andere Regel ersetzt wird. Könnte man auch ein Denken "spielen", bei dem zwischen Ja und Nein nicht unterschieden wird? Doch wenn diese Frage verneint wird, zeigt es sich, dass diese Unterscheidung einen Charakter hat, der von den von Spielregeln abweicht. Hier stoßen wir wieder auf das unentrinnbare a priori.

Wenn die Behauptung aufgestellt wird, die Nationalökonomie sei ein deduktives System, das von einem apriorischen Ausgangspunkt abgeleitet wird, wird nicht etwa der Plan einer neuen Nationalökonomie entworfen, die von der bisher betriebenen verschieden ist. Es wird vielmehr gezeigt, was diese bisherige Nationalökonomie ist.

Es ist mir natürlich nicht entgangen, dass es auch Versuche gibt, die Nationalökonomie als Erfahrungswissenschaft zu betreiben. Es gibt einen nationalökonomischen Verein, der den Satz "science is measurement" zu seiner Devise gemacht hat. Im Sinne Menger's begrüße ich es, dass diese

Richtung, mit reichen Geldmitteln ausgestattet, sich ganz ausleben darf. Doch es lohnt nicht, sich mit der Vorstellung, man könnte in der Sphäre des menschlichen Handelns etwas in dem Sinne messen, in dem man von "Messung in der Physik spricht, neuerlich auseinanderzusetzen. Wirtschaftsstatistik ist ein Verfahren der Wirtschaftsgeschichte, nicht etwa ein Verfahren, aus dem theoretische Einsicht gewonnen werden kann.

Auch in der Wirtschaftsgeschichte muss man verstehen, wo man mit dem Begreifen nicht mehr auskommt. Wenn man alle Daten ermittelt hat, die ein zu untersuchendes Ereignis bestimmt haben oder bestimmen konnten, kann nur mit dem Verstehen an die Beantwortung der Frage herangetreten werden, ob und in welchem Ausmasse die einzelnen Faktoren am Ergebnis mitgewirkt haben. Gerade im Quantitativen, das auf dem physikalischen Gebiete eine - - freilich auch nur annähernde - - "Exaktheit" zulässt, liegt in der Sphäre des menschlichen Handelns die Aufgabe des Verstehens. Hier gibt es eben keine konstanten Beziehungen zwischen Grossen.

Mathematik und Physik machen eine schwere Krise durch, aus der sie in ganz neuer Gestalt hervorgehen werden. Von dem hochgemuten Vertrauen in die unbezweifelbare Sicherheit, Eindeutigkeit und Exaktheit ihrer Sätze, das sie einst mit Mitleid auf die armen Geisteswissenschaften blicken liess und sie zur Ignorierung der Nationalökonomie führte,

ist wenig übrig geblieben. Die Mathematiker und Physiker beginnen - - spät genug - - die logischen und epistemologischen Probleme zu sehen. Logik und Wissenschaftslehre der Wissenschaften vom menschlichen Handeln können von Physik und Mathematik nichts lernen, doch die "exakten" Wissenschaften werden noch viel von den einst verachteten Geschwistern zu empfangen haben. Die Kluft zwischen den Naturwissenschaften und den Wissenschaften vom menschlichen Handeln wird damit nicht überbrückt werden. Zur "Einheitswissenschaft" wird man erst dann gelangen können, bis man die im Physiologischen ablaufenden physikalischen und chemischen Prozesse, die den Gedanken "zweimal zwei gibt vier" erzeugen, von denen unterscheiden kann, die den Gedanken "zweimal zwei gibt fünf" erzeugen.

Meine epistemologischen Lehren haben nicht nur dem Aufbau der Logik und Wissenschaftslehre der Wissenschaften vom menschlichen Handeln und der ^fAufdeckung der Irrtümer des Positivismus, des Irrationalismus und des Historismus gedient. Ich habe mich auch mit dem Polylogismus auseinandersetzen müssen.

XIV MEINE LEHRTÄTIGKEIT IN GENÈVE.

Meine Stellung in der Handelskammer berechtigte mich, nach Vollstreckung einer dreissigjährigen Dienstzeit mit dem Anspruch auf eine lebenslängliche Pension von nahezu 15000 Schilling in den Ruhestand zu treten. Da jedem Kammerbeamten in diese Dienstzeit $2\frac{1}{2}$ Jahre Kriegsdienst doppelt angerechnet wurden, da mir überdies eine dreijährige Vordienstzeit eingerechnet wurde und da ein angefangenes Dienstjahr als voll gezahlt wurde, hatte ich am 1. Oktober 1932 das Recht auf Übertritt in den Ruhestand erworben. Ich hatte dem Eintritt dieses Datums immer mit gemischten Gefühlen entgegengesehen. Einerseits wollte ich der Verpflichtungen, die mir der Dienst auferlegte, ledig werden, um mich ganz der wissenschaftlichen Arbeit zuzuwenden. Andererseits aber musste ich mir eingestehen, dass der Pensionsanspruch im Hinblick auf die allgemeine Unsicherheit der Verhältnisse recht prekär erschien.

Die Einrichtung der Handelskammern war, gerade wegen der von mir entfalteten wirtschaftlichen Tätigkeit, allen politischen Parteien im höchsten Masse unbequem geworden. Den Sozialdemokraten waren die Kammern stets ein Dorn im Auge gewesen. Die Grossdeutschen erblickten in der geistigen Vorherrschaft der Wiener Kammer ein Hindernis des Anschlusses. Innerhalb der christlich-sozialen Partei hatte der mehr unter der Führung von Dollfuß stehende agrarische

Flügel die Oberhand erlangt; die Agrarier sahen in den Kammern ~~xxx~~ den Hauptgegner ihrer Politik. Man plante die Kammern im Zuge des "ständischen Aufbaus" durch ein Sondergesetz aufzuheben. Das Schlagwort "Ständestaat" war in Österreich ganz inhaltslos; es deckte nichts als das Streben der christlich-sozialen Partei und der mit ihr verbundenen Heimwehr nach ungehemmter Parteiwirtschaft. Niemand wusste anzugeben, was er sich unter einem "Ständestaat" eigentlich vorstelle. Doch jedermann glaubte zu wissen, dass die Kammern für Handel, Gewerbe und Industrie nicht in die ständestaatliche Ordnung hineinpassen und als "liberalistische" Einrichtung zu verschwinden hätten.

Die Kammern verfügten neben mir nur über zwei Beamte, die imstande waren, den Kampf für die Erhaltung der Kammern zu führen: Dr. Wilhelm Becker in Wien und Dr. Wilhelm Taucher in Graz, der im Nebenamte ausserordentlicher Professor an der Grazer Universität war und im Herbst 1937 und in den ersten Wochen 1938 dem Kabinette Schuschnigg's als Handelsminister angehörte. Beide hielten meinen sofortigen Übertritt in den Ruhestand für bedenklich und veranlassten mich, mit ihnen für die Kammern und für die Wahrung unserer Pensionsansprüche einzutreten. Es handelte sich für uns dabei nur noch um unser persönliches Interesse. Der innerpolitische Kampf um Österreich hatte ein Ende gefunden, als die Bankenkrise die Banken und damit die Grossindustrie in direkte Abhängigkeit von der Notenbank gebracht hatte.

Im Frühjahr 1934 erhielt ich ganz unerwartet die Einladung, für das Studienjahr 1934/35 die Lehrkanzel ~~dirigier-~~ für internationale Wirtschaftsbeziehungen am Genfer Institut Universitaire des Hautes Etudes Internationales zu übernehmen. Ich nahm sofort an. Ich schied formell nicht aus der Kammer aus, behielt auch die Leitung der Kammerabteilung für Finanzangelegenheiten bei und versprach, so oft es nötig werden sollte, nach Wien zu kommen. Ich versichtete jedoch für die Dauer meiner Abwesenheit auf zwei Drittel meiner Bezüge.

Als ich im Herbst 1934 nach Genf kam, musste ich damit rechnen, dass meine Berufung nur für ein Studienjahr erfolgt war. Mein Auftrag wurde jedoch verlängert; ich blieb bis Ende des Studienjahres 1939/40 in Genf.

Ich empfand die Entfernung von den politischen Aufgaben, denen ich mich in Wien nicht hatte entziehen können, und von der täglichen Kleinarbeit in der Kammer als Befreiung. Endlich durfte ich mich ganz und nahezu ausschliesslich mit wissenschaftlichen Problemen befassen.

Das Institut war eine Schöpfung seiner Leiter William E. Rappard und Paul Mantoux. Die Lehrverpflichtung, die es seinen Lehrern auferlegte, war gering: eine Stunde Vorlesung und zwei Stunden Seminar in der Woche. Es herrschte ein herzliches Einvernehmen zwischen den Lehrern und

den Schülern. Der Geist des Liberalismus strahlte über dieser einzigartigen Schule.

Man konnte sich freilich nicht darüber tauschen, dass wir alle, die wir dort wirkten, auf verlorenem Posten standen. Ringsum stieg die Flut des Barbarentums.

Das Genf dieser Jahre wird in der Geschichte fortleben als Sitz des Volkerbundes. Der Volkerbund war nie wirklich. Aus einer grossen Idee hatten die Diplomaten ein Amt mit mehreren hundert Angestellten gemacht. Da sassen Beamte, die kein anderes Interesse hatten, als ~~das~~ ihre Stellen zu bewahren. An der Spitze dieses Beamtenkörpers stand ein ideenloser, kleinlich-beschränkter französischer Bürokrat, Monsieur Avenol. Die Beamten waren ihrem Chef kongenial.

Der Volkerbund ist jedoch nicht an der Unfähigkeit und Indolenz seiner Beamten gescheitert. Er ist nie ins Leben getreten, weil ihm die ideologische Grundlage gefehlt hat. In einer liberalen Welt können die einzelnen Staaten und Völk^ker auch ohne besondere überstaatliche Organisation friedlich zusammenarbeiten. In einer von Nationalismus erfüllten Welt kann man die Konflikte weder durch Verträge noch durch die Schaffung internationaler Ämter beseitigen.

Das Versagen des Volkerbundes lähmte auch die Entfaltung des von Rappard und Mantoux begründeten Institutes.

Die jungen Leute, die es aufsuchten, kamen nach Genf nicht nur zu dem Zwecke, um die Vorlesungen und Übungen zu besuchen. Sie wollten in Genf dem beschränkten Nationalismus ihrer Heimat entrinnen und den Geist internationaler Kooperation erfassen. Was sie aber vom Völkerbund sahen, erfüllte sie mit Abscheu und raubte ihnen den Mut. Sie fanden das Genfer Milieu unerträglich. So sehr ihnen auch das Institut zusagte, so sehr enttäuschte sie alles, was sie vom "internationalen Leben" erfuhren.

Der Ausbruch des neuen Krieges schränkte die Tätigkeit des Institutes wesentlich ein. Nun waren seine Schüler nur noch Schweizer und politische Emigranten, die auf die Gelegenheit warteten, nach Amerika auszuwandern. Ich verliess das Institut im Juli 1940, weil ich es nicht länger ertragen konnte, in einem Lande zu leben, das meine Anwesenheit als politische Belastung und Gefährdung seiner Sicherheit empfand.

XV. DER KAMPF FÜR ÖSTERREICH'S UNABHÄNGIGKEIT.

Als ich nach Genf kam, gab ich mich über die Aussichtslosigkeit des Kampfes für Österreich's Unabhängigkeit keinen Tauschungen hin.

Die Politiker, die in Österreich am Ruder waren, hatten nicht die Fähigkeit, den Kampf aussenpolitisch zu führen. Das Ausland was ihnen ganz fremd, sie verstanden weder seine Sprachen, noch seine Mentalität, noch seine politischen Ansichten. Sie waren nicht einmal imstande, die in Wien beglaubigten fremden Diplomaten und die fremden Journalisten richtig zu informieren. Die Diplomaten studierten in Wien die Freuden des Heurigen *the young wine* und betrieben Wintersport. Die Geschäfte überliessen sie den Presse-Referenten der Missionen. Unter diesen Presse-Referenten war der rührigste der Italiener Eugenio Morreale.

Um die fremden Zeitungsberichterstatter kümmerte sich die Regierung überhaupt nicht. Die Information dieser Korrespondenten wurde den Sozialdemokraten überlassen.

Die vollkommene Unfähigkeit der sozialdemokratischen Führer wirkte katastrophal. Im Jahre 1918 hatte Otto Bauer die Forderung nach Anschluss an das Deutsche Reich zu einem Programmpunkt der Sozialdemokratie erhoben. Er ging dabei von dem Gedanken aus, dass im hochindustrialisierten Deutschen Reich die Herrschaft des Proletariats

für alle kommenden Zeiten gesichert sei. Dagegen befürchtete er für Österreich, in dem die Mehrzahl der Bevölkerung aus Bauern, ^dLandarbeitern und Kleingewerbetreibenden bestand, eine Majorisierung der Proletarier durch die anderen Klassen. Auch als die Nationalsozialisten in Deutschland die Macht ergriffen hatten, wollte Bauer seine Politik nicht ändern. In seiner Verstocktheit sah er nicht, dass das Festhalten am Anschlussprogramm Wasser auf die Mühlen der Nazis war.

Die Sozialdemokraten wollten es einfach nicht zur Kenntnis nehmen, dass nur Italien allein bereit war, Österreich im Kampfe gegen die nationalsozialistische Gleichschaltung zu unterstützen. Sie kämpften leidenschaftlich gegen den "fascistischen" Kurs der Aussenpolitik. Im Januar 1934 war Dollfuss bereit, vor den Nationalsozialisten zu kapitulieren. Die Verhandlungen waren schon ziemlich weit vorgeschritten, als in letzter Stunde Italien sein Veto einlegte. Der Duce entsendete seinen Unterstaatssekretar ["]St. Suvich nach Wien, um der Regierung seinen Beistand zuzusagen. Da setzten die Sozialdemokraten ihrer Blödsinnigkeit die Krone auf. Ihr Blatt, die "Arbeiterzeitung", warf Suvich vor, dass er im Weltkriege aus der österreichischen Armee desertiert war. Sozialdemokraten veranstalteten in den Strassen stürmische Kundgebungen gegen den Abgesandten des Duce. Nur durch ein gewaltiges Aufgebot von

Polizei und Heimwehr konnte Suvich gegen persönliche Insulte geschützt werden. Um Suvich Genugtuung zu geben, verbot die Regierung für einen Monat den Postversand der "Arbeiterzeitung." Die Sozialdemokraten antworteten durch scharfere Demonstrationen. Aus diesen entwickelten sich die Kämpfe, in denen die Regierung durch Truppen und Heimwehr die sozialdemokratischen Ordner niederwarf und der Herrschaft der Partei in der Wiener Gemeindeverwaltung ein Ende bereitete.

Nun traten die geflüchteten Führer der Partei in London, Paris und Prag ganz offen gegen jede Unterstützung Österreichs im Kampfe gegen Hitler ein. Zwischen dem österreichischen "Fascismus" und dem der Nazi sei gar kein Unterschied, es wäre nicht die Aufgabe der westlichen Demokratien, sich in den Kampf zweier fascistischer Gruppen einzumischen.

Die Mächte hatten ohnehin nicht die Absicht, Hitler entgegenzutreten. Seit März 1933 lag das Schicksal Österreichs ganz in den Händen Italiens. Ware nicht Italien zum Eingreifen bereit gewesen, hätte Hitler im Juli 1934 in den Kampf Österreichs gegen den von österreichischen Nazis und reichsdeutschen "Touristen" unternommenen Aufstand eingegriffen. Als die englische Politik in der äthiopischen Frage Italien in die Arme Hitlers getrieben hatte, war es um Österreich geschehen.

Es gibt keine Worte, die stark genug waren, um den Widersinn der englischen Politik zwischen den beiden Weltkriegen zu kennzeichnen. Die Engländer waren unbelehrbar. Sie glaubten, alles besser zu wissen und besser zu verstehen. Sie waren misstrauisch gegen jedermann; nur den Nationalsozialisten glaubten sie alles.

Noch dummer war das Verhalten der Tschechen. Benes hat noch im Jahre 1938 in der Restauration der Habsburger ein grösseres Übel sehen wollen als im Anschluss. Die Franzosen aber standen ganz unverblümt mit ihren Sympathien auf der Seite Hitlers. Nahezu alle gebildeten Franzosen lasen den "Gringoire", der offen für Hitler eintrat. Quos deus vult perdere, dementat.

Es war ganz unmöglich, gegen diese Verbohrtheit anzukämpfen. Als ich nach Genf kam, hatte ich gehofft, dass es mir gelingen werde, ein wenig zur Aufklärung der massgebenden Persönlichkeiten beizutragen. Ich musste bald erkennen, dass das ein vergebenes Bemühen war. "Wir Engländer", erklärte mir ein englischer Laborman, "wollen nie wieder Krieg führen." Ich fragte: "Und wenn Hitler in England einfallen sollte?" Die Antwort war verblüffend: "Dann werden wir eben von deutschen Kapitalisten regiert und ausgebeutet werden statt von den englischen; das macht für das Volk keinen Unterschied aus."

Der Volkerbund war in Wien seit 1931 durch einen Hollander namens Rost van Tonningen vertreten. Rost betrieb in Wien offen pronazistische Propaganda. (Als er später aus dem Dienst des Volkerbundes schied und in seine Heimat zurückkehrte, wurde er sofort zum Führer-Stellvertreter der holländischen nationalsozialistischen Partei bestellt.) Meine Wiener Freunde wollten nicht glauben, dass es mir unmöglich war, die Abberufung Rost's durchzusetzen.

Nur ein Volk hat auf dem europäischen Continent ernstlich Hitler Widerstand geleistet, - das österreichische. Erst nach fünf Jahren erfolgreichen Widerstands hat das kleine Österreich, von allen im Stiche gelassen, kapituliert. Die ganze Welt atmete erleichtert auf. Jetzt war Hitler endlich saturiert, jetzt wird er friedlich mit den anderen Völkern verkehren. 27 Monate später war Hitler der Herr des europäischen Festlandes.

English translation in
preparation by Dr. Hans
Sennholz.

To be published by
Mr. Frederick Nymeyer
Libertarian Press
Post Office Box 218
South Holland
Illinois 60473, U. S. A.